Preis 20 Milliarden Mark

Die freie Meinung

Bezugspreis einschließlich Bestellgeld monatlich freibleibend. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle Breslau, Höfchenstraße 48, Fernruf Nr. 7897, entgegengenommen. Bei Zusendung unter Kreuzband Portokosten als Aufschlag. Redaktion: Breslau, Höfchenstraße Nr. 48, Fernruf 7897

Wochenzeitung für Politik und Kultur
Größte politische Wochenzeitung des Ostens

Anzeigenpreis Je Millimtr. f. Schlesien 10 Goldpfg. außerhalb 15 Goldpfg., Reklamen 40 Goldpfennige bzw. 60 Goldpfennige Preise freibld. Stellenangebote, Stellengesuche u. Wohnungsanzeigen 25 Prozent Rabatt Platzvorschrift 50% Aufschlag. — Erfüllungsort Breslau — Postscheckkonto Breslau 21808 — Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Höfchenstraße 48. Fernruf 789.

5. Jahrgang • Nr. 45 — Breslau, den 10. November 1923 — Erscheint jeden Sonnabend

Republikaner an die Front!

Hitlers Staatsstreich in Bayern!

Ein Judenpogrom in Breslau.

Der untenstehende Leitartikel war bereits geschrieben, als die langerwartete Nachricht von dem Sturze der bayerischen Regierung durch Adolf Hitler kam. Jeder Republikaner weiß, was dieses Faktum zu bedeuten hat. **Wer jetzt die Nerven verliert, gibt sich selbst auf!** Man darf wohl ungeschminkt sagen, daß Herr Knilling, der bayerische Ministerpräsident, seit der „Diktatur" des Herrn Kahr der Gefangene dieses Stadthalters S. M. des „Königs" Ruppertus war, der er jetzt durch seine Verhaftung effektiv geworden ist. An Herrn Knilling wäre wohl kaum eine Einigung mit dem Reiche gescheitert. Aber die Herren Kahr und Hitler waren dagegen und, wie man nunmehr deutlich erkennt, auch die Herren Hergt und Westarp. Welche Volksverbrecher diese Leute sind, wird man erst richtig sehen, wenn die Verhandlung zwischen England, Amerika und Frankreich zugunsten Deutschlands solange zum Stillstand kommen, bis in Bayern Ordnung geschaffen ist.

Wir müssen mit diesem Spuk fertig werden!!

Herr Adolf Hitler ist noch nicht das Reich, ja, ist noch nicht einmal Bayern. Wir müssen jetzt entschieden fordern, daß die Reichsregierung München unverzüglich befreit, ebenso, wie sie seinerzeit München von der kommunistischen Regierung befreit hat. Die Desperadopolitik eines Hitler kann nie und nimmer geduldet werden! Deshalb erwarten wir von der Regierung in Berlin den entschiedenen Ruf:

Republikaner, zu den Waffen!

Alarmruf des deutschen Republikanischen Reichsbundes.

Deutsche Republikaner!

In erschütternder Stunde geht die deutsche Republik der Wiederkehr des Tages entgegen, an dem sie vor fünf Jahren aus einem Meer von Blut und Tränen emporstieg. Geboren in Schmerzen, hat sie diese fünf Jahre hindurch in Not und Bedrängnis um ihr Dasein ringen müssen, und schon berechnen ungeduldige Erben, den Sekundenzeiger in der Hand, grausam lächelnd die Minute ihres Endes . . .

Sie sollen sich täuschen!

Wir, die wir in all den Jammertagen dieser Jahre dem jungen Volksstaate die Treue gehalten haben, die wir uns mit ihm und seinem Schicksal verbunden fühlen auf Gedeih und Verderb: wir lassen die deutsche Republik nicht untergehen! Wir stehen zu ihr gerade jetzt, da sie um das Letzte und Höchste kämpft, was sie in den Tagen des Zusammenbruchs aus den stürzenden Trümmern des Kaiserreichs gerettet hat: die deutsche Einheit!

Verbrecher ohne Scham und Gewissen schleudern in diesen Tagen die Brandfackel in den Bau der Reichseinheit, und bewaffnete Banden holen zu ihrem langvorbereiteten großen Schlage gegen die Verfassung aus.

Die nächsten Stunden schon können die ersten Brandstiftungen der Abenteurer bringen. Die bereits jetzt vereinzelt aufflackernden Feuer schamloser Attentäter gegen „marxistische", republikanische und jüdische Volksgenossen sind Versuchszeichen, an denen die Verbrecher die Zahl ihrer offenen und geheimen Mitläufer festzustellen trachten.

In dieser Stunde drohender Großgefahr fordern wir alle unsere Mitglieder, sowie die Angehörigen der uns korporativ angeschlossenen Verbände, darüber hinaus alle demokratischen Republikaner auf, sich für den Einsatz mit Leib und Leben bereit zu halten.

Noch heute kann der Appell zur Verstärkung der bewaffneten Macht der Länder und des Reiches ergehen. Setzt eure Ehre darein, gemäß eurer tausendfachen Gelöbnisse, unter den ersten Freiwilligen zu sein.

Auf zur Verteidigung des großen Doppelideals unserer Väter: für deutsche Einheit und deutsche Freiheit!

Rettet die Republik!

Ihr rettet das Reich und seine bessere Zukunft.

Für den Deutschen Republikanischen Reichsbund, seine Landesgruppen und sämtliche ihm angeschlossenen republikanischen Verbände Deutschlands:

Konrad Haenisch, 1. Vorsitzender. — Karl Vetter, 2. Vorsitzender.

Republikaner an die Front!

Das wäre ein schöner Jubiläumstag für die deutsche Republik geworden, wenn ausgerechnet am fünften Jahrestage ihres Bestehens Herrn Hergt oder Herrn Helfferich ein Ministersessel zur Verfügung gestellt worden wäre. Wie konnte darüber nur eine Debatte aufkommen? In dem Augenblick, wo Amerika und England Herrn Poincaré zu einer gewissen Nachgiebigkeit uns gegenüber gezwungen haben, sollten Vertreter jener Partei, die Monarchismus und Revanchekrieg auf ihr blutbedecktes Panier zu stehen hat, an der Lenkung der Reichsmaschine teilnehmen! Das hätte bedeutet, daß Deutschlands Katastrophe vollkommen geworden wäre. Man kann keinen Bock zum Gärtner machen, ebensowenig kann ein deutschnationaler Parteigänger Minister der Deutschen Republik sein. Und dräut der Reichslandbund noch so sehr! Herr Stresemann kennt nun seine offenen Feinde, er weiß, wer seinen Skalp haben will, Herr Stresemann wäre kein Mann, wenn er jetzt nicht rücksichtslos handeln würde. In Preußen hat Herr Severing inzwischen gehandelt. Die begrüßenswerte provisorische Verstärkung der Schutzpolizei dürfte manchem Herrn der Rechten sagen, daß ihr Spiel mit dem Feuer der 17- bis 22jährigen Hitlerianer in Nordbayern endgültig verloren ist. Sie haben uns Republikaner genügend Zeit zur Sammlung gegeben. Wir stehen bereit! Der Ruf „Republikaner an die Front" ist erschollen und so töricht dürfte wohl niemand in Deutschland sein, daß er nicht wüßte, wie dieser Ruf gerade um diese Zeit die republikanischen Massen elektrisiert. Nicht große Versammlungen sind dazu notwendig, wir stehen auch ohne viel Gerede unseren Mann. Es ist wahr, die Deutsche Republik ist in den fünf Jahren ihres Bestehens arg gezaust worden. Abgestoßen durch das böse Beispiel, das das kommunistische Rußland mit seinen furchtbaren Elendbildern gab, vertiefte sich bei uns der Drang nach der kapitalistischen Seite, die immer eine Feindin des Mittelstandes und der arbeitnehmenden Kreise sein wird. Durch eine vom Groß- und Schwerkapital gekaufte Presse, die ihre Fänge in unsichtbaren Zusammenhängen über das ganze Reich erstreckt, gewissenlos bearbeitet, glaubte der Mittelstand auch seine Interessen gefährdet, wenn man vom Großkapital Opfer für die Gesamtheit verlangte. Die Ungeschicklichkeit der Regierungen machte dies glaubhaft, vergebens verlangten wir, daß lediglich die Kreise, die in allen Konjunkturen der letzten zehn Jahre gewonnen haben, die Lasten des Staates tragen sollen. Man wich von dem alten Prinzip nicht ab, daß die Abgaben „gerecht" verteilt werden müssen, und sie wurden auch tatsächlich so verteilt, daß der Arbeitnehmer und der Mittelstand die Hauptlasten trugen und das Großkapital sich nach Herzenslust drücken konnte. Etwas besser ist es ja infolge der entsetzlich gesteigerten Not geworden, aber leider kam die Wendung zu spät, weite Teile des Mittelstandes stehen heute im Lager der Rechtsradikalen, die scheinbar gegen den Großkapitalismus kämpfen, aber gemütlich von seinem Gelde leben. Die Uneignung der Führerschaft und die politischen Gegensätze der republikanischen Parteien, die, anstatt sich zunächst auf die Festigung der republikanischen Staatsform zu einigen, sich einander befehdeten, waren keine Mittel, den Unverstand der Massen zu beheben, sodaß ein Stück demokratisches Recht nach dem andern geraubt werden konnte. Ein von Anfang an festgefügter republikanischer Block hätte das ewige Blinzeln nach rechts oder links überflüssig gemacht, hätte die notwendige Staatsautorität geschaffen, der jeder Staatsbürger willig zu folgen bereit ist. Aber es sollte nicht sein, und die Folgen häufen sich gerade jetzt: Im Süden wagt Bayern einen Grenzschutz gegen die etwaige Reichsexekutive und im Norden stoßen die Herren Westarp und Hergt heldisch ins Horn, der größte unserer Wirtschaft, Herr Stinnes, der im Verdachte steht, die bayerischen Hakenkreuzler zu besolden, gibt seinen Baß dazu und der Reichslandbund, diese Organisation für Aushungerung der Großstädte, schlägt die Pauke. Das Spiel ist jetzt aber ausgespielt, und wenn es noch einmal versucht werden sollte. Jetzt ist nur noch kategorisch eine Aufklärung zu verlangen über die Behauptung deutschnationaler Führer, die Reichswehr verlange eine deutschnationale Regierung. Diese Behauptung erscheint uns geradezu ungeheuerlich. Wir sind keineswegs einverstanden mit dem Vorgehen der Reichswehr in Sachsen und Thüringen, sondern mißbilligen sie auf das schärfste, aber die Reichswehr handelt schließlich doch nur auf Befehl eines demokratischen Ministers, an dessen republikanischer Gesinnungsfestigkeit kein Mensch zu zweifeln das Recht hat. Schließlich steht auch er unter der Suggestion der bürgerlichen Presse, daß der mitteldeutsche Linksradikalismus nicht ungefährlich ist. Diese Einstellung ist, wie wir wissen, unhaltbar und deshalb bedauerlich. Nun ist leider das Kind einmal in den Brunnen gefallen, und wir müssen uns bis aufs weitere mit den gegebenen Tatsachen abfinden. Wer darf nun behaupten, daß die Reichswehr, an deren Entpolitisierung gerade Herr Dr. Geßler ungeheuer viel gearbeitet hat, sich zur Trägerin politischer Forderungen macht, nach den Andeutungen der deutschnationalen Presse also die Rechtsdiktatur und die Abdankung des Reichspräsidenten Ebert verlangt? Erinnert diese Behauptung nicht an die Ouvertüre zum Kapp-Putsch? Aufklärung tut dringend not. Wir glauben aber, daß hier bei den deutschnationalen Führern der Wunsch Vater des Gedankens ist, in Wirklichkeit liegt das Treuegelöbnis sämtlicher Reichswehrführer für die Regierung Stresemann vor, und wir haben umsoweniger Ursache an der Aufrichtigkeit des Gelöbnisses zu zweifeln, als zurzeit seiner Abgabe ja noch Sozialdemokraten im Reichskabinett saßen. Inzwischen sind wir auch über den Oberbefehlshaber der Reichswehr, den General von Seeckt, durch das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei aufgeklärt worden. Danach haben wir in ihm doch einen Mann zu respektieren, der gewillt ist, die Autorität des Reiches rücksichtslos durchzusetzen. Wenn man das alles weiß, so ist es einfach unverständlich, daß man sich die bayerischen Dummenjungenspiele noch einen Tag länger gefallen läßt, und wir erwarten jetzt, wo wir sehen, daß es sich in dem politischen Gesellschaftsspiel lediglich um die Personenfrage Stresemann oder Kahr handelt, ein eindeutiges Ultimatum an die bayerische Regierung, entweder zu kapitulieren oder den Kampf anzunehmen. Wir geben uns aber auch der Hoffnung hin, daß gegen die deutschnationalen Verleumder der Reichswehr mit aller Entschiedenheit strafgerichtlich vorgegangen wird. Herr Dr. Geßler gefährdet sonst sein Werk, die Entpolitisierung der Reichswehr. Es läge nun nahe, am fünften Geburtstage der Deutschen Republik eine Generalabrechnung mit jenen zu halten, die es nicht verstanden haben, ihre Position zugunsten der von ihnen geführten Massen auszunützen. Wir begeben uns dieser Generalabrechnung nicht, wenn wir heute davon absehen, weil die Einheitsfront sämtlicher demokratischen Republikaner nicht gestört werden darf. Diese Einheitsfront, aus der übrigens Herr Birnbaum mit seinem Leitartikel in der Volkswacht vom 8. d. M. angstzitternd ausschied, um einer „legalen" Rechtsdiktatur den Platz zu überlassen, ist umso notwendiger, als es sich bei den jetzigen innerpolitischen Vorgängen für das Volk selbst nicht nur um den Streit zwischen Stresemann und Kahr handelt, sondern auch um die endliche Loslösung von dem kaum noch zu überbietenden wirtschaftlichen Elend, in das es fast vollständig eingekapselt ist. Der Hakenkreuzrummel um Kahr und Hitler übertönt die Rekonvaleszenz des Deutschen Reiches. Zwischen den Geräuschen tobt die Gesellschaft um Stinnes, um als Sanierungsgewinnler aus dem Genesungsprozeß für sich zu retten, was möglich ist. Leider hat die Regierung das Kartellgesetz nicht so gestaltet, daß es auch tatsächlich preisregulierend wirken kann. Das angekündigte Gesetz, das die Preisbildung durch Syndikate, Konventionen und Kartelle verbietet, ist ausgeblieben. Der Wucher hat also seine radikale Bekämpfung nicht

n 108

gefunden [illegible] um die Ausgestaltung des Kartellgesetzes muß demnach weiter [illegible]kämpft werden. Durch die Sanierung unserer Finanzen geht [illegible] Zug: Zurück zum Friedensstadium. Durch die [illegible]lassene Unterbindung der Preisbildung durch Syndikate und Kartelle wird diese Tendenz sabotiert. Um so schlimmer wirkt sich das Bestreben der Arbeitgeberschaft aus, die Preissteigerungen weit über den Friedens- und Weltmarktsstand gehen zu lassen und den Arbeitnehmern einen Lohn oder ein Gehalt zuzubilligen, das tief unter dem Friedensniveau steht. Wir wollen keine politische Entrechtung dulden, gestatten auch keine wirtschaftliche Knechtung! Wenn es heute heißt, „Republikaner an die Front!", so soll es nicht nur gegen Hitler, Kahr und Genossen, sondern auch gegen Stinnes und Konsorten gehen. Das zweite Jahrfünft der Deutschen Republik soll sich glückhafter als der erste Zeitraum gestalten. Hans Hauteda-Fleischmann.

Rechtsschwenkung des Zentrums.

„Die Staatsform ist uns kein Kampfobjekt."

Das Zentrum, das bisher als eine zuverlässige Stütze der Republik galt, hat in der Stunde des Entscheidungskampfes — im Gegensatz zu den oft der Lauheit geziehenen Demokraten — die Front der Verteidiger verlassen. Das gilt wenigstens für die Reichstagsfraktion, deren Mehrheit jetzt, wo die Republik bedroht ist, den Anschluß nach rechts für vorteilhafter hält. In den langen Fraktionsverhandlungen wurden die Republikaner des Zentrums in die Minderheit gedrängt, weil sich der mit dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband so eng liierte Herr Stegerwald mit seinem Anhang dem agrarischen und reaktionären Flügel verbündete.

So wurde die Formel geprägt: die Staatsform ist uns kein Kampfobjekt, wir sind mit jeder Staatsform einverstanden, die uns Ordnung, Wohlstand und konfessionelle Freiheit verbürgt.

Einen Aufruf zum Schutze der Republik wird dieselbe Zentrumsfraktion, die einen so aufrechten Republikaner wie Dr. Wirth zu ihren Mitgliedern zählt, nicht erlassen. Es könnte den monarchistischen Flügel der Volkspartei und die Deutschnationalen verschnupfen, mit denen Brauns und andere nun mal zusammengehen wollen. Der Grund für diese Haltung ist, daß die Zentrumsführer auch bei der von ihnen erwarteten Rechtsdiktatur dabei sein wollen. **Die Vorwände** sind, einer Parlamentskorrespondenz zufolge:

„Der Aufruf der Reichsregierung besage alles, was gegenwärtig über die inneren Gefahren zu sagen sei. Das Zentrum würde einen Sonderaufruf nur dann für zweckmäßig erachten, wenn alle Koalitionsparteien, also auch die Deutsche Volkspartei, denselben Weg gingen. Zentrumswähler kämen überdies in Thüringen und Sachsen kaum in Betracht, und schließlich könnte ein Sonderaufruf des Zentrums in diesem Augenblick in den besetzten Gebieten des Westens nur unnötige Beunruhigung hervorrufen."

Das Schicksal der deutschen Republik hängt gewiß nicht davon ab, ob die Herren vom Fraktionsvorstand einen Aufruf erlassen. Es handelt sich hier aber um ein Stimmungssymptom. In derselben Sitzung wurde es streng verurteilt, daß die Zentrumsjugend sich am Sonntag an der Berliner Kundgebung der republikanischen Jugendbünde beteiligt hat. Es ist überall dieselbe Geschichte: Die Repräsentanten einer überwundenen Epoche, die längst pensionsbedürftigen Greise, wollen der jungen Generation vorschreiben, wie sie sich das Haus einrichtet, in dem sie einst selbst zu leben hat.

Politische Glossen.

Der weiße Terror. Unwillkürlich denkt man an die ruchlosen Untaten der Kapp-Putschisten zurück und denkt auch daran, wie es wieder kommen wird, wenn in Deutschland der Bürgerkrieg entfesselt werden sollte, hört man die Aussage des russischen Generals Dostowalow, der Truppenführer bei der Wrangelarmee war und jetzt als Zeuge bei dem Prozeß gegen die Mörder Worowskis in Lausanne fungiert. Dort wickelt sich jetzt der Prozeß gegen Conradi und Polunin ab, die beschuldigt sind, den russischen Beauftragten bei der Lausanner Konferenz erschossen zu haben. General Dostowalow sagte u. a. aus: Der Terror der Weißen Armee sei viel schlimmer gewesen als der rote Terror. Alle Gefangenen, die irgend einen Rang hatten, wurden erschossen und die Zivilbevölkerung ohne Urteile massenhaft hingerichtet. Angesichts der furchtbaren Verbrechen, die die Armee Koltschaks gegen die russische Bevölkerung begangen hätte, seien die früheren Angehörigen der Weißen Armee nicht berechtigt, sich als Richter über die Bolschewisten aufzuwerfen. Aber auch der nächste Zeuge, ein amerikanischer Major Sidney Graff, der, mit dem Kriegskreuz geschmückt, im Gerichtssaal erschien, verurteilte noch eindringlicher die Greuelherrschaft der Weißen Armee, die er während einer offiziellen Mission bei der Koltschak-Armee in Sibirien in den Jahren 1918 bis 1920 auf Grund der ihm zugegangenen amtlichen Berichte kennen gelernt habe. Der Weiße Schrecken sei tausendmal furchtbarer gewesen, als das bolschewistische Regime. Die Offiziere in der Wrangel-Armee, in der Folterungen und Erschießungen der Gefangenen an der Tagesordnung gewesen seien, seien wahre Banditen gewesen.

Also Deutschland kann sich freuen, wenn erst die weiße Banditenarmee Hitlers und Konsorten marschiert . . .

Der Skalp des Führers. Stinnes ist immer noch Mitglied der Deutschen Volkspartei und ihrer Reichstagsfraktion. Stresemann ist immer noch Führer dieser Partei, deren Presse von Vertrauensvoten für ihn aus allen Teilen des Landes berichtet. Der geldgewaltige Stinnes kümmert sich indessen herzlich wenig um solche Vertrauenserklärungen. Er macht seine eigene Politik und läßt sie durch seine jungen Leute in den zahlreichen, ihm dienstbaren Blättern systematisch durchführen. Ein Musterexemplar dieser Gattung ist die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die von einem früheren Ultra-„Marxisten" geleitet wird. Mit geradezu teuflischer Wonne werden in der „D. A. Z." die Schwierigkeiten aufgezählt, die dem volksparteilichen Kanzler aus seiner eigenen Partei erwachsen. Daß der Stinnes-Direktor Minoux als einer der künftigen Rechtsdiktatoren in Aussicht genommen ist, gibt für das Vorgehen dieses auch-volksparteilichen Blattes vielleicht einen erklärenden Anhalt. Jedenfalls ist die ganze Politik der von der „D. A. Z." vertretenen Gruppe schon derartig deutschnational gerichtet, daß man sich wundern muß, warum Hugo Stinnes noch immer die Fraktion Stresemann und nicht Arm in Arm mit Hergt die deutschnationalen Reichstagsbänke ziert. Die Dolchstoßpolitik des Blattes gegen den Parteigenossen seines Herausgebers wird treffend gekennzeichnet durch den Bericht über die letzte Fraktionssitzung der Volkspartei. Während über diese Sitzung bisher nur ein verwaschener offiziöser Bericht herausgegeben wurde, der die Vertraulichkeit der Verhandlungen unterstrich, gibt die „D. A. Z." folgende Einzelheiten:

> Der Gedanke einer Verbindung mit den Deutschnationalen in einer Regierungskoalition fand auch gestern starke Zustimmung. Da die Deutschnationalen aber nicht völlige Klarheit über ihre Stellung zu der Person des Reichskanzlers verbreitet hatten, entspann sich eine lebhafte Debatte in der Fraktion über diese Frage, wobei natürlich der Reichskanzler und seine bisherige Politik im Mittelpunkt stand. Als in den Abendstunden aus der Fraktion heraus ein Antrag eingebracht wurde, über dessen Inhalt von der Fraktion strenges Stillschweigen bewahrt wurde, hielt es der Reichskanzler für zweckmäßig, in die Fraktionssitzung zu kommen und selbst in die Debatte einzugreifen.

Mit anderen Worten heißt das: Von dem Stinnes-Flügel der Volkspartei ist ein Antrag gestellt worden, seinen deutschnationalen Freunden den Skalp des Parteiführers zum Opfer zu bringen. Es ist begreiflich, daß über solchen Antrag zunächst Vertraulichkeit beschlossen wurde, und es ist ebenso begreiflich, daß die jungen Leute von Stinnes sich den Teufel um solche Vertraulichkeit kümmern, wenn sie den Zwecken ihres Herrn und Meisters widerspricht. Das ganze aber nennt man immer noch — Deutsche Volkspartei!

Preissenkungen, die die Verbraucher nicht erreichen. Die Reichsregierung hat einen neuen Anlauf genommen, die übersetzten Preise auf ein normales Maß zurückzuführen. So sind die Preise für Kohle um 35, für Baustoffe um 20 bis 30, für Roheisen um 25 und für einige Artikel der weiterverarbeitenden Industrie um 20 Prozent gesenkt worden. Die Auswirkung dieser Preisherabsetzung auf die Preise der Verbrauchsartikel wird bedroht durch den neuen Goldmarktarif der Reichseisenbahn und die Tendenz im Handel, nach alter, guter Inflationsgewohnheit übermäßige Gewinnquoten und Risikoprämien einzukalkulieren. Während die Notwendigkeit der Goldmarktarife der Reichseisenbahn nicht bestritten werden kann, muß die Regierung die angedeutete Tendenz im Warenverkehr unverzüglich und mit den schärfsten Mitteln bekämpfen. § 4 des neuen Kartellgesetzes bezeichnet ausdrücklich das gekennzeichnete Gebaren des Handels als einen Mißbrauch wirtschaftlicher Machtstellung. Hoffentlich bringt die Regierung die notwendige Energie auf, um sich gegen diesen Mißbrauch zu wenden. Bedauerlich ist an und für sich, daß die Verordnung gegen die Kartelle erst am 20. November in Kraft tritt. In dieser Zeit können übermäßige Risikoprämien und Profitraten zur Gewohnheit werden. So vollzieht sich eine Entwicklung, die man später nicht mehr rückgängig machen kann, und die für die Wertbeständigkeit nicht nur der Goldanleihe, sondern auch der kommenden Rentenmark von unheilvoller Wirkung sein muß. Leider wird der Verbraucher, der Arbeitnehmer, von der Preisherabsetzung der Rohstoffe überhaupt nichts zu spüren bekommen, solange er nach dem Willen des Herrn Brauns noch mit Papiergeld bezahlt wird.

„Unmenschliche Politik." Die österreichische Künstlerhilfe, welche die internationale Aktion zugunsten der hungernden Deutschen einleitete, erhielt, Blättern zufolge von Romain Rolland ein Schreiben, worin es heißt: Ich empfing den betreffenden Aufruf zugunsten der deutschen Intellektuellen. Ich schließe mich ihm aus vollem Herzen an, tiefbetrübt über die unmenschliche Politik, welche diesen Zusammenbruch verursacht hat und verlängert. — Was mag wohl Raymond Poincaré, als Landsmann Rollands, dazu sagen?

Der Dank der Schieber ist Euch gewiß! Die „Neue Preußische Zeitung", die früher „Kreuz-Zeitung" hieß und nach wie vor „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland" eine von allen guten Geistern verlassene Politik treibt, bringt als Extrakt von den Hamburger Unruhen folgende Meldung: „Zugunsten der bei den Kämpfen beteiligten Schupomannschaften wurde an der gestrigen Hamburger Wertpapierbörse eine Sammlung veranstaltet, die ein Ergebnis im Werte von etwa 8000 Dollar hatte." — D. h., die Hamburger Börsenschieber, froh, wieder einmal mit heiler Haut davongekommen zu sein, haben in ihren überströmenden, dankbaren Herzen ihren Rettern, denen es recht herzlich gegönnt sei, 8000 Dollars zukommen lassen. Und die „Kreuz-Zeitung" freut sich darüber, daß es unter den Schiebern, die ihr offenbar nahestehen, so edle Menschen gibt. Durch diese Sammlung aber wird die polizeiliche Macht ganz offen zur Beschützerin des Kapitals gestempelt. Ob das wohl der Zweck der Schupo ist?

Scheinwerfer.

Opfer dieser Wirtschaft.

Der „Proletarier aus dem Eulengebirge" eingegangen. Die letzte Nummer des „Zeitungsverlages" bringt folgende erschütternde Meldung aus dem schlesischen Reichenbach:

Der „Proletarier aus dem Eulengebirge" hat nach mehr als 33jährigem Bestehen sein Erscheinen eingestellt. Erschütternd wirkt das Abschiedswort, das der „Proletarier" in seiner letzten Nummer an seine Leser richtet: „Die jetzige katastrophale Preisentwicklung hat uns tot gemacht. Wir können nicht mehr! Wochenlang haben sich alle am „Proletarier" Beschäftigten durchgehungert, keiner hat auch nur an Lohn oder Gehalt bekommen können, was zum notdürftigsten Brotkauf genügte, in der Hoffnung, daß es doch noch möglich sei, über die schwere Zeit hinwegzukommen. Die Hoffnung hat uns betrogen!"

Der „Proletarier" behauptete seine Existenz in einem der wirtschaftlich dunkelsten Gebiete unseres Landes und hat mit seiner rücksichtslosen Einsetzung für die Interessen der werktätigen Bevölkerung unbedingt segensvoll und aufklärend gewirkt und recht viel Gutes gestiftet. Jetzt zwang ihn die Not der Zeit dazu, seine Segel zu streichen und den Kampf gegen die Reaktion des Kapitals aufzugeben: Stinnes triumphator!

Verzweifelte Menschen.

Sie sterben am Vaterlande.

In Breslau schied dieser Tage ein ehemaliger höherer Offizier aus Verzweiflung über die Zustände im Vaterlande freiwillig aus dem Leben. Im oberschlesischen „Volkswille" lesen wir folgende bemerkenswerten Ausführungen, die einen analogen Fall betreffen und daher als besonders zeitgemäß hier wiedergegeben seien:

In einer der letzten Nummern brachte ein bekanntes Gleiwitzer Blatt einen Artikel über den Selbstmord eines Primaners aus Lüdenscheid in Westfalen. Dieser junge Mann beendete sein Leben, weil er an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelte. Das betreffende Blatt sprach mit patriotischem Hochgefühl von dieser Vaterlandsliebe, die ein Zeichen dafür ist, wie die deutsche Jugend selbst in der gegenwärtigen Zeit der Erniedrigung Deutschlands in Liebe und todesmutigem Opferwillen für das Vaterland erglühe. Die Betrachtung jenes Blattes ist für uns, wiewohl auch für jeden denkenden Menschen ein trister Beweis dafür, wie unendlich weit alle jene Leute vom Schlage der patriotischen Nachrufschreiber in der richtigen Erkenntnis der Gründe von Deutschlands Niedergang und damit von dem Wege zur Besserung der traurigen Verhältnisse entfernt sind. Gedankenlose Übertragung des Begriffes Vaterland aus früheren Zeiten auf unsere heutigen, wird immer die Möglichkeit zur Klarlegung der Ursachen des deutschen Zusammenbruchs verhindern. Vaterland! Sehr schön. Offenbar soll es doch ein Land sein, das wie ein Vater an seinen Kindern, den Landesbewohnern, handelt. Hat dieser Begriff heute in Deutschland noch Raum? Hatte er Raum noch in jenen Vorkriegsjahren, wo er mit der riesenhaft anschwellenden industriellen Entwicklung die Ausbeutung der Arbeitskraft, die systematische, raffiniert ausgeklügelte Abwälzung des größten Teiles der Lasten auf das arbeitende Volk Hand in Hand ging? Sollen Leute noch Vaterlandsliebe hegen, denen dieses sogenannte Vaterland soviel gibt, daß sie nicht direkt verhungern, die aber in ihrem Kulturniveau auf eine Stufe herabgedrückt werden, wie sie etwa die Heloten Spartas oder die Kleinbauern des 15. Jahrhunderts einnahmen. Welcher Hohlkopf will noch Vaterlandsgefühle verlangen gegenüber einem Staate, der die für ihre wirtschaftliche und politische Gleichberechtigung kämpfende Arbeiterschaft Sachsens mit Maschinengewehren niedermähen läßt, während er Schiebern und Schlemmern gegen-

(Nachdruck verboten.)

Kleinburger Skizzen. [10

8. Der Ausflug nach Berlin.

Die schöne Blondine vom Café Fürstenhof — „Kennen Sie mich nicht?" — Die Verlegenheit — Ein Herr, der die Dame sitzen läßt — „Bin ich ein Stubben?" — Die Lösung.

Ein Kavalier sollte in Damenangelegenheiten, auch wenn er nicht Held der Affäre ist, Diskretion üben. Man kann nie wissen, welches Unheil aus einer Indiskretion erwachsen kann. Der junge Tuchkaufmann B. hat das erfahren müssen und macht sich nun wegen seiner voreiligen Redseligkeit schwere Vorwürfe. Er hat damit eine Ehe zerstört.

Mit einem Kaufmann L., den er kürzlich auf der Reise kennen gelernt hatte, traf er zufällig wieder im Residenzcafé zusammen. Er setzt sich zu ihm an den Tisch, und sie plaudern von allerlei, von Geschäften, von Reiseerlebnissen. Natürlich auch von Frauen. B. ist unverheiratet. L. ist Ehemann und begründet seine Passionen auf der Reise mit dem Stoßseufzer, daß er das ganze Jahr fast verreist sei, im ganzen sei er jährlich gerade etwa dreißig Tage zu Hause. Er meint: „Was will man da machen — man hat doch schließlich Blut in den Adern!"

„Denken Sie, was mir da neulich in Berlin passiert ist," erzählt nun Herr B. „Ich konferiere gegen Mittag mit einem Geschäftsfreunde im Café Fürstenhof am Potsdamer Platz. Mit einem Male macht mich mein Freund auf eine Dame aufmerksam, die mich fixieren soll. Ich gucke hinüber. Da sitzt freilich eine junge, nicht unelegant gekleidete Frau, ein rassiges Weib, eine Blondine. Ich gucke hinüber, und sie schlägt die Augen nieder. Leider bin ich aber in Berlin in festen Händen. Sie erwartet mich schon im Hotel und will mich zur Bahn bringen, also nichts für mich. Und im übrigen. Ich habe für Berlin meine eigene Moral. Keiner Unbekannten dich anhängen — man kann nie wissen, was dabei herauskommt. Ein Bekannter von mir ist einmal bei dieser Gelegenheit zum Schlusse überfallen, ausgeplündert und halbtot geschlagen worden. Also, ich lasse die schmachtende Blondine Fee sein und kümmere mich nicht weiter um sie. Nach einer Stunde etwa verläßt mich mein Freund. Ich zahle und gehe dann auch.

Gerade im Begriff, den Potsdamer Platz zu überqueren, höre ich eilige trippelnde Schritte hinter mir her. Ich hatte sofort den Eindruck, die gelten dir, und drehte mich um. Die Blondine vom Café Fürstenhof steht vor mir.

Sie redet mich an. Ich ziehe höflich den Hut.

„Verzeihen Sie, kennen Sie mich?"

„Aha," denke ich, „die sieht einen Stubben in dir!" Ein echtes Berliner Strichminchen! Ich setzte ein fremdes Gesicht auf.

„Ich bin aus Breslau . . ."

„Gewiß, meine Gnädigste, daher bin ich auch." Jetzt bewegte sich doch ein Zweifel in mir. Sollte ich ihr unrecht getan haben?

„Ich wohne doch neben Ihnen auf der Goethestraße . . ."

„Meine Gnädigste, ich wohne dort seit zwei Jahren nicht mehr."

An ihren flehenden Augen erkannte ich plötzlich, daß sie ein Anliegen an mich habe.

„Was verschafft mir das Vergnügen?" fragte ich da.

Sie legte bittend die kleinen, schönen Hände ineinander. „Sie sehen," sagte sie hastig, „daß ich Sie kenne." Sie nannte mir noch schnell einige treffende Merkmale. „Bitte helfen Sie mir! Es ist mir unglaublich peinlich, es Ihnen einzugestehen. Aber, was soll ich machen? . . . Sie sind der erste Breslauer, den ich hier treffe . . . Ich bin in einer drückenden Verlegenheit . . ."

„Verlegenheit?" dachte ich wieder. „Also sie sieht doch in mir einen Stubben!"

„Ich sitze in Berlin ohne einen Pfennig Geld da, und ich muß heute noch nach Hause. Ich kann weder mein Hotel bezahlen, noch eine Fahrkarte lösen. Ich bin ganz außer mir, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich überlasse Ihnen gern jedes Pfand, das Sie wünschen, wenn Sie mir helfen!"

Innerlich mußte ich lachen. Das kenne ich schon: jedes Pfand! Einen goldenen Ring aus Messing, eine goldene Uhr aus Tombak — Bauernfängerei! Aber da mich dieses niedliche Abenteuer etwas amüsierte, meinte ich zunächst vorwurfsvoll: „Aber wie konnten Sie in eine solche Lage kommen?"

Wir standen noch immer auf dem Potsdamer Platz. In Berlin kümmert sich niemand um zwei Menschen, die stehen bleiben. Die Unterhaltung konnte also ruhig weitergehen.

Nun druckste die Blondine und druckste und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Eine famose Komödiantin. Offenbar wollte sie mich durch ihr mimisches Spiel gläubiger machen.

Endlich meinte sie: „Ich habe wirklich Vertrauen zu Ihnen. Und nicht wahr — Sie werden das Vertrauen nicht mißbrauchen und in Breslau davon schweigen?"

Ich nickte zustimmend.

Und sie erzählte stockend: „Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ich wohne auch nicht mehr auf der Goethestraße . . . Aber Sie verübeln es mir nicht, wenn ich Ihnen meinen Namen nicht nenne, nicht wahr? . . . Ich lernte in Breslau einen Herrn kennen, und da mein Mann gerade auf längere Zeit in Süddeutschland weilte, fuhr ich mit ihm nach Berlin. Und nun ist der Herr plötzlich weitergereist, ohne sich zu verabschieden — und ich sitze hier."

Natürlich unterließ ich nun die Frage, warum sie denn nicht an die Ihrigen um Geld depeschiere. Aber ebenso natürlich glaubte ich von der Erzählung kein Wort. Eine Frau, die ihren Mann betrügt und das einem Fremden so mir nichts dir nichts eingesteht? . . . Unmöglich!

Also, ich versuchte mich loszulösen.

„Ich bedauere außerordentlich, Ihnen im Augenblick nicht helfen zu können. Meine Kasse wurde in Berlin etwas schwach, und ich muß noch," log ich, „bis morgen früh haushalten. — Vielleicht kann ich Ihnen aber mit einem Rate dienen? . . . Wo wohnen Sie denn?"

Die Blondine, die ich eigentlich entzückend fand, schauspielerte famos. Entgeistert sah sie mich an, als versinke ein Hoffnungsstern.

Sie stammelte: „Im Centralhotel."

„Nun, das ist doch nicht so schlimm. Der Geschäftsführer wird Ihnen gern beistehen. Hinterlegen Sie bei ihm ihr Pfand, und Sie können heute abend um zehn Uhr in Breslau sein . . . Und — eine Mahnung noch: Seien Sie nächstens bei der Anknüpfung von Herrenbekanntschaften vorsichtiger!"

Sie hielt mich noch einmal am Arm fest und bat inständig: „Aber, bitte, Sie erzählen doch in Breslau kein Wort . . ."

„Aber wo werde ich denn —" beruhigte ich das Dämchen lachend und meinte noch einmal erheitert: „Also leben Sie sich

völlig ohnmächtig zu sein scheint, gänzlich machtlos aber ... der den brutal-reaktionären Frechheiten Bayerns, dem ge... Lande des Monarchismus und ähnlicher mittelalterlicher ... Nein, solange ein Land jene Schichten beschützt, in ... Besitz alles, die Arbeit nichts gilt, solange ist es für ... der Vernünftigen kein Vaterland. Wer sich seinetwegen tötet, ... innert uns höchstens an jenen, schon von Heine erwähnten ... eien, der sich aus Begeisterung für den Admiral Jackson ... Mastkorb ins Meer warf und rief: „Ich sterbe für den ... ral Jackson!" — Um solche Hohlköpfe ist es kaum schade; ... uns fehlen nicht verworrene Hochgefühls-Phantasten, ... aufgeklärte Männer mit Gerechtigkeits- und Verant... wortungsgefühl. Deshalb sollen wir uns hüten, jenen verdrehten ... klaren Patrioten noch ehrende Leichensteine zu setzen; es ... sonst leicht geschehen, daß diese Kindereien Schule machen ... nachher Massengräber derartiger Helden haben, etwa ... der Inschrift: „Wanderer, kommst du nach Gleiwitz, so sage ..., du habest uns hier liegen sehen, weil dein Lob uns ...!"

Zu diesen Bauern.

Im Jahre 1494 dichtete Sebastian Brant:

Die Bauern ziemlich einfach waren,
Noch kürzlich in vergang'nen Jahren,
Gerechtigkeit war bei den Bauern,
Als sie entflohn der Städte Mauern.
Der Bauer jetzt das Stadtvolk lehrt,
Wie er in Bosheit wird gemehrt:
Von den Bauern kommt jetzt aller Schund,
Sie haben täglich neuen Fund,
Keine Einfalt ist mehr in der Welt,
Die Bauern stecken ganz voll Geld;
Sie speichern Wein und Weizen auf
Und andres, und erschwer'n den Kauf,
Und machen es so lange teuer,
Bis Blitz und Donner kommt mit Feuer
Und ihnen abbrennt Korn und Scheuer!

... Menschen des Jahrgangs 1923 sind nicht so wütig und ...gierig wie Sebastian Brant, daß wir den Bauern ...chen, ihr Korn und ihre Scheuern mögen verbrennen, wie... das edle Agrarvolk es jetzt offenbar genau so treibt, wie ...Jahre 1494. Wir sind so bescheiden und genügsam, daß wir ...dauernd inständig bitten, die Landwirtschaft möge nicht un... mit ihren Erzeugnissen zurückhalten und, wenn es ihr ge... ...it, einen Teil ihrer Vorräte abgeben; wenn man jeden... die Aufrufe der Regierung liest, die sich an die Bauern ... ist man erstaunt über die Sanftmut und Milde, die ...sprechen. Und wehe dem, der sich unterstehen würde, im ... und Stile des Sebastian Brant gegen die Bauern zu ...: man würde ihn wegen „Aufreizung zum Klassenhaß" ... Die Zeiten haben sich eben verändert: nur die ...rn nicht.

Treue 4088.

... königlichen München erscheint, außer anderen natio... ...hen Wochenzeitungen, ein Blättchen, das den stolzen Titel ...dertreue" führt und sonst nur langweilig ist. Mitunter ...gibt sich das Blatt Mühe, wenigstens humoristisch zu sein; ...nnte man in Nummer 44 vom 4. November folgendes In... entdecken:

> **Kaufmann**
>
> 23¹/₂. Gymn., bis O.B.R., ehem Roßbacher, der inf. Teilnahme am Grenz- u. O.S. Selbstschutz usw. erst jetzt tätig ... im Schiffsmakler- u. Expeditionskontor ... bittet um **Stellung oder Empfehlung ins Ausland** e. l. **als Privatsekretär.** Gute praktische Kenntnis des Englischen, Spanischen und Französischen vorhanden. Angebote unter „**Treue 4088**" an die Geschäftsstelle d. Blattes, Hamburg, Schäferkampsallee 6.

Der junge Mann, der dies Inserat bestellte, liebt sein Vater... so sehr, daß er am liebsten als Privatsekretär ins Aus... abdampfen möchte. Das liegt nun 'mal den Roßbachern ...tionalen Blut. Die Devisen locken gar so hold. Ueberschrift: ...sche Treue — 4088!

Das geheimnisvolle Rauschgift.

Der Dekan des Nordpazifikseminars in Portland, U. S. A., Schneider, ein hervorragender Psychiater, wird, wie in ... amerikanischen Blatt zu lesen ist, demnächst die Wirkung ...Kaapigiftes an sich selbst ausprobieren. Das Gift stammt ...den Wilden im Quellengebiet des Amazonenstroms in Süd...ika und ist von Dr. Rusby vom Newyorker pharmazeutischen ...mar mitgebracht worden. Kaapi wird von den Wilden bei ...sen Veranstaltungen verwendet und soll sie zur Lust der ...handlung und Verstümmelung ihrer Stammesgenossen auf...n und sie unempfindlich gegen Schmerzen machen. Während ...Orgien nach den religiösen Feiern bringen sie einander un...treiblich entsetzliche Verletzungen bei. Dr. Schneider will nun ... Gefühle unter der Einwirkung des Giftes schildern und ...feststellen, ob es auf einen hochgebildeten Menschen dieselben ...ungen ausübt wie auf einen Wilden. — — Es ist anzunehmen, daß der wackere Professor nach Einnahme des Rauschgiftes sich wenig von einem Wilden wird unterscheiden können. Immerhin ist zu beachten, daß der Herr sich erst etwas injizieren muß, um diesen idealen Zustand zu erreichen. Bei uns in Deutschland ist man darin schon weiter: bei uns soll es, namentlich in Bayern, Menschen geben, die sich als Wilde gebärden. Das Gift dazu brauchen wir garnicht einmal aus den Urwäldern Südamerikas zu holen, denn das furchtbarste „Kaapi" erzeugen wir selbst: in Form einer Haß- und Mordhetze in Versammlungen und Presse ...

...ens vor! ..." Worauf sie fast feierlich versicherte: „Nie ... traue ich einem Manne —!"

...en Sie, ich war froh, als ich das Weib vom Halse hatte. ...kürlich tastete ich nach meiner Uhr und Kette und der ...tasche. Gottlob, sie saßen noch an der alten Stelle! Mir ... die ganze Geschichte so vor: die Frau mag früher wirklich in ...lau gewohnt haben, sie wohnte jetzt aber in Berlin und sah ... bekannte Breslauer Gesichter ab. Aber sagen Sie, schloß ... B. lachend seine Erzählung, sehe ich denn wie ein Stubben ..., daß das Dämchen mich derart anlabern konnte?" — —

...te Herr B. solidere physiognomische Kenntnisse besessen, ...er sie in Berlin entwickelte, so würde ihm an Herrn L. ...erlei aufgefallen sein. Erstens, daß während der Schilderung ... Abenteuers dessen Augen geradezu wuchsen, und zweitens, ... das Lachen zum Schlusse verzerrt auf Herrn L.'s Gesicht er... ...n. So, wie Herr L. jetzt lachte, lacht man nur, wenn man ... dazu zwingt.

Er zwang sich noch, heiter zu sagen: „Nein, Sie sehen wirklich ... wie ein Stubben aus."

Im selben Augenblick faßte ihn Herr B. mit unverminderter ...igkeit an den Arm.

...ine blonde Dame, gekleidet au dernier cri de la saison, rassig ... zeich, ging vornehm den oberen Gang hindurch.

Herr B. strahlte: „Sie ist doch tatsächlich aus Breslau! Sehen ... — da oben geht sie."

Herr L. stand schwer auf: „Ja, da geht sie: — das ist ...mlich meine Frau." Und verließ das Lokal.

*

Jetzt wartet Herr B. tagtäglich auf seine Vorladung als ...uge, um in dem Ehescheidungsprozeß gegen die Frau aufzu...en. Daß die junge Freundschaft mit Herrn B. zu Ende ist, ...ucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Doch, wie gesagt, Herr B. macht sich heute bittere Vorwürfe, ... er seiner Redseligkeit die Zügel hatte schießen lassen. Aber, ...n Gott, es kommt doch in Berlin soviel vor — und daß bei ...er solchen Angelegenheit zufällig einmal kein Stubben gesucht ...rde, ist ein Pech für alle Beteiligte.

In nächster Nummer wieder
ein interessantes Kapitel der Kleinburger Skizzen.

Die Schatz- und Vorratskammern Wilhelm II.

Eine zeitgemäße Jubiläumserinnerung.

Das Brot der Bevölkerung, der Weizen des Kaisers — Schokolade! — Riesige Weinvorräte — Ungeheuere Lebensmittelvorräte — Wasser aus Berlin — Das Gold dem Vaterlande — Was Millionen bereuen — Kein Opfer von oben — 1000 silberne Teller und Bestecke nach Doorn! — Die Großherzigkeit der Republik.

Im „Apothekenflügel" des ehemals königlichen Schlosses zu Berlin werden heute von einer österreichischen philantropischen Gesellschaft bedürftige Akademiker zu Mittag gespeist. Bei der geistigen Einstellung mancher dieser Herren dürfte es dem oder jenem Mittagsgast zweifellos bitter berühren, daß er heute gezwungen ist, im Hause seines einstigen geliebten Monarchen, der uns herrlichen Zeiten entgegenführen wollte, als mittelloser Student eine Mittagsmahlzeit annehmen zu müssen. Er weiß aber nicht, daß die Küche, die auch im Apothekenflügel liegt, und wo ihm zu Mittag gekocht wird, ihre Geschichte hat, die ein seltsames Licht auf den geliebten Monarchen, Wilhelm dem Ausgekniffenen, wirft. Wüßte er die Geschichte, die am Tage, an dem vor fünf Jahren das Schloß unblutig von Volksmassen erobert wurde, besonders auffrischenswert erscheint, so würde er wohl nachdenklich werden und in der republikanischen Bewegung viel Berechtigtes finden.

Bekanntlich war das gesamte deutsche Volk auf rationierte Lebensmittel angewiesen. Man bekam fast nichts, was nicht durch eine Verteilungsstelle ging. Wer mehr bezog oder verkaufte, als vorgeschrieben war, der wurde schwer bestraft. Viele kamen sogar ins Gefängnis. Die Person der Majestät jedoch war unverletzlich. Für sie galt keinerlei Rationierung und als „Instrument des Herrn" ging sie „ohne Rücksicht auf Tagesansichten und -meinungen ihren Weg" ... Das bedeutete soviel wie: das Volk durfte hungern, Greise und Kinder an Unterernährung zugrunde gehen, den kaiserlichen Hofstaat brauchte das nicht zu berühren; die Hauptsache blieb: er hatte zu futtern.

Und da war es interessant für uns, die Vorratskammern des Schlosses zu besichtigen. Interessant ... und doch gingen uns die Augen über! Jahrelang hatte die Bevölkerung ein Brot zu sich nehmen müssen, das heftigste Magenbeschwerden und -krankheiten zur Folge hatte. Viele datieren noch heute ihr chronisch gewordenes Magenleiden vom Kriegsbrot her. Und im „königlichen" Schloß fanden wir — am Ende des viereinhalbjährigen Krieges — ein großes Apartement, aus vielen Zimmern bestehend, mit bestem Weizenmehl vollgeschüttet! Also wenn es nach Wilhelm dem Letzten gegangen wäre, so hätte der Krieg noch einige Jahre dauern können. Zunächst aber hatte er für sich selbst herrliche Zeiten geschaffen ....

Nur mit Mühe gelang es damals, die in die Vorratskammern eingedrungenen Volksmassen wieder herauszubekommen, wobei sich namentlich auf Urlaub befindliche Soldaten verdient machten. Die Schloßwache — 250 Mann mit 20 Maschinengewehren und 3 Panzerautos und der Stab des Generalkommandos des Gardedukorps unter General von Richthofen — hatte gegen mittag das Schloß sang- und klanglos verlassen, ohne sich um sein Schicksal weiter zu bekümmern. Beim Hinausdrängen der Volksmassen aus den Vorratskammern des Schlosses ging natürlich manches von den Vorräten mit; ich habe nie mehr gehört was z. B. aus dem bedeutenden Schokoladenvorrat geworden ist, der dort aufgefunden wurde. Jedenfalls aß auch ich an diesem Tage zum ersten Male seit Jahren wieder Schokolade, die mir ein freundlicher Revolutionssoldat schenkte, der ehrlich begeisterter Sozialist war. Bekanntlich war es seit der Rationierung unmöglich, im freien Handel Schokolade zu erwerben, ganz abgesehen davon, daß sie dann sündhaft teuer war! Die Weinkeller, in denen ein riesiger Vorrat nur bester Ware lagerte, wurden erst später erschlossen. Man sieht also, der Hof verstand zu leben, mochte das Volk auch hungern.

Als am 13. November die Matrosendivision das Schloß besetzte, übernahm sie die Vorräte in eigene Verwaltung. Zwei Monate lang wurde die Division — etwa zweitausend Mann stark! — aus den Vorräten verpflegt. Als dann die Übergabe an den damaligen Finanzminister Dr. Südekum erfolgte, konnte u. a. noch folgender Vorrat realisiert werden:

20 000	Klgr.	Weizenmehl,	248	Klgr.	Tee,
4 150	„	Roggenmehl,	35	„	Kaffee-Ersatz,
800	„	Kartoffelmehl,	11 795	„	Gemüsekonserven,
900	„	Erbsenmehl,	790	„	Marmelade,
1 125	„	Erbsen,	2 890	„	Fruchtkonserven,
75	„	weiße Bohnen,	820	„	Fruchtkonsitüren,
800	„	Graupen,	270	„	Fleischkonserven,
225	„	Teigwaren,	14	„	Zwieback,
1 850	„	Grieß,	187	Liter	Fruchtsaft,
75	„	Haferflocken,	1 203	Flaschen	Sahne,
225	„	Reis,	1 141	Klgr.	Seife,
8 132	„	Zucker,	1 035	„	Soda.

Man wird also rechnen können, daß die Küchenvorräte am 9. November 1918 weit über 1000 Zentner betragen haben. Von dem, was übrig blieb, konnten in Berlin Krankenhäuser, Pflegeanstalten und Lazarette ausgezeichnet profitieren. Das wird wohl das erste Mal gewesen sein, daß Kriegsverletzte und Kranke, die für „ihren Kaiser" geblutet, aus den Vorräten „ihres Herrn" etwas erhalten haben.

Der Mundkoch erzählte selber, daß es eine Rationierung des Fleischbedarfes bei Hofe nie gegeben hat. Bei Kaisers hatte man sein Huhn oder sonst ein gutes Stück Fleisch immer im Topfe. Wie man sich auch in der schlechtesten Zeit am Hofe des Kaisers im Großen Hauptquartier nichts versagte, beweist die Tatsache, daß selbst das Wasser aus Berlin bezogen wurde, damit der Tee ja einen guten Geschmack habe!

Dem Volke wurde tagtäglich hunderte Mal schreiend oder beschwörend das Durchhalten gepredigt. Es kam dem auch in der prachtvollsten Weise nach. Die aber oben saßen, hüteten sich, mit gutem Beispiel voranzugehen. Dort gab es keine Gewichtsverluste, keine Unterernährungskrankheiten. So etwas ist eben nur für den Plebs da.

Wie die Dinge in den Vorratskammern des ehemaligen königlichen Schlosses lagen, so auch in den Schatzkammern des letzten Kaisers. Von allen Seiten, aus allen Zeitungen, von den Mauern, von den Kanzeln, von den Anschlagsäulen — keine Reklamemöglichkeit blieb unerschöpft — rief es den Deutschen zu: „Das Gold gehört dem Vaterlande!" Aber man nahm auch Silber. Millionen armer und verarmter Teufel bereuen heute, diesem Rufe gefolgt zu sein. Der Kaiser hat nichts zu bereuen. Nicht etwa, weil er aus purem Edelmut, aus ehrlicher Überzeugung, aus Treue zum Vaterland sein Gold und Silber dem Vaterlande darbrachte ... I wo, weil er andere für sich opfern ließ und selber die Taschen zugeknöpft hielt, was die meisten der Edlen seines Reiches nachahmten. Friedrich II. opferte sein Tafelgold und das Schmucksilber, um seine Kriege um die Erweiterung der hohenzollernschen Hausmacht durchführen zu können. Wilhelm der Treue ließ seine Schätze unberührt. Was hätte z. B. nur allein mit dem Inhalt der Silberkammer oder mit dem berühmten Silberbüfett für das Durchhalten im Kriege getan werden können! Wilhelm dachte nicht daran und mag heute darüber nachdenken, inwieweit seine vaterlandslose Gesinnung den Verlust seines Thrones mitverschuldete. Als „Wilhelm Lehmann", wie den desertierten Kaiser die Berliner in fröhlicheren Tagen nannten, die ersten Schätze nach Holland nachgesandt wurden, befanden sich darunter tausend silberne Teller und tausend Bestecke. Noch heute muß man sich fragen, warum nicht durch ein Enteignungsgesetz die Verschiebung solch gewaltiger Werte ins Ausland verhindert wurde. Man sieht, die junge Republik war gegen den größten Deserteur der Weltgeschichte unnotwendig großherzig. Es wäre richtiger gewesen, das Silber zur Stützung unserer tuberkulösen Markwährung zu verwenden. Aber unsere ganze Republik leidet ja unter der Großherzigkeit ihren Gegnern gegenüber. —

Heute, da die Republik unter schlimmeren Fiebererscheinungen ihren fünften Geburtstag feiert, muß an diese Vergangenheit zur Lehre für die Zukunft erinnert werden. Immer wieder soll das Volk, das heute noch sehnsüchtig nach Doorn starrt, daran gemahnt werden, wie es in jeder Beziehung im Stich gelassen wurde. Damals wagte es unter dem Zwange des Majestätsbeleidigungsparagraphen und einer anerzogenen byzantinischen Erziehung gar nicht bis zur Möglichkeit hinaufzudenken, daß bei Wilhelms etwas faul sein könne. Tausende werden jedoch diese Erinnerung unbequem finden, sie wollen ihr seelisches Gleichgewicht, das unentwegt auf den Schnurrbärtigen eingestellt ist, nicht erschüttern lassen. Ihnen ist wohl kaum noch zu helfen, sie stehen mit jener schwarz-weiß-roten Journaille auf einer Stufe, die es fertig brachte, den Reichspräsidenten Ebert hämisch zu glossieren, weil er mit Rücksicht auf die schlechten Wirtschaftsverhältnisse des Reiches auf einen erheblichen Teil seiner Bezüge verzichtete. Aber wer denken will, kann viel aus der Geschichte der Vorratskammern und der Silber- und Goldschätze des einstigen königlichen Schlosses lernen. Heute ist dieses Schloß staatliches Eigentum, Museum und in einem Flügel Mittagsküche für bedürftige Akademiker. Das hätte sich Wilhelm der Letzte trotz seiner „Jovialität", in der er Bekannte mit „Schweinhund" zu begrüßen pflegte, nicht träumen lassen.

Kutscher und Chefin.

Prag, 8. November. Und als die Liebe im Herzen dieser Fuhrwerksbesitzersehefrau aus Wirschowitz so recht abgeflaut war, erklärte sie, sie sei eigentlich eine treue Gattin, und Josef, der Kutscher, sei ihrer Neigung nicht mehr würdig. Sie kündigte ihm ihre Gunst, indem sie an die Staatsanwaltschaft eine Anzeige richtete. Josef Klima habe ihr gegenüber Drohungen gefährlichster Art ausgestoßen, sie fürchte um ihr Leben, sie bange um das Leben ihres Mannes, der ihr bereits verziehen habe. Jetzt sehe sie ein, daß sie mit einem Angestellten ihres Gatten derartige Beziehungen nicht unterhalten könne.

Der brave Josef Klima kam mit schwerem Herzen zur heutigen Verhandlung, die OLGR. Kronsky leitete. Nach Verlesung der Anklageschrift erhob er sich ängstlich und bat, einige Worte sprechen zu dürfen. Vors.: „Selbstverständlich. Sie sollen sich verantworten." Der schöne, kräftige Angeklagte zupfte an seiner Weste: „Ich habe ihr nichts getan. Wir waren gut miteinander." Vors.: „Erzählen Sie uns etwas darüber." Angekl.: „Ich war Kutscher dort. Man hat mich anständig behandelt. Die Frau des Chefs war gleich freundlich, aber nicht so, wie man meint. Nämlich, so: Sie hat gedankt, wenn ich sie gegrüßt habe; sie hat mir auch manchmal ohne jeden Anlaß Essen gegeben." Vors.: „Was war denn am 26. Juli?" Angekl.: „Ja, das will ich auch sagen. Ich ging jeden Sonntag, manchmal auch Samstag nachts in die „Olympia" in Weinberge. Dort tanzte man. Ich bin auch einmal mit dem Kutscher Pliva dort gewesen und der hat mir geraten, weil ich so gut tanze, das meiner Chefin zu erzählen." Vors.: „Das versteh ich nicht. Was wollen Sie damit sagen?" Angekl.: „No. Sie ist auch eine gute Tänzerin. Und das hab' ich ihr gesagt. Drauf hat sie gesagt: Gut. Ich werde auch hinkommen. Warum soll ich nicht mit Ihnen tanzen, hat sie gesagt. Sie ist dann hingekommen." Vors.: „Allein?" Angekl.: „So wie sie war, allein. Wir haben immerfort getanzt. Sie hat mir immerfort gesagt: Hergott, pane Josef, Sie tanzen. Dann hat sie auch mit anderen gegen 1 Uhr früh getanzt, worauf ich sofort eifersüchtig wurde." Vors.: „Hatten Sie vordem nicht freundschaftlich mit ihr verkehrt?" Angekl.: „Nein. Ich war doch Kutscher und sie die Chefin." Staatsanwalt Dr. Sovák: „War es Ihnen nicht auffallend, daß die Frau Ihres Brotgebers Sie plötzlich so protegiert?" Angekl.: „Nein. Es war doch nur wegen des Tanzens. Als wir nach Hause gingen, gab ich ihr eine Ohrfeige. Darauf sind wir miteinander bekannt geworden." Vors.: „Geben Sie doch acht, was Sie sprechen." Angekl.: „Erst jetzt hat sie mir gesagt, sie sähe, daß etwas mit mir sein könnte. Ich solle aber deswegen die Pferde nicht vernachlässigen. Und meinem Chef müsse ich nichts sagen."

Der Vorsitzende stellt fest, daß die Frau bald darauf ihren Mann verließ und 15 Wochen bei ihrer Mutter wohnte, in dieser Zeit aber den Angeklagten täglich sprach, ihm Essen und Geld gab. Angekl.: „Sie hat mich dann nicht mehr sehen können. Darauf habe ich mich betrunken und nahm einen Knüppel. Aber ich weiß nicht, was ich ihr gesagt habe. Ich erinnere mich, ihr einen Peitschenhieb versetzt zu haben, aber das war später, als ich schon sah, daß mit ihr nichts ist." Die Zeugin bestritt, in einem besonderen Verhältnis zum Angeklagten gestanden zu haben; sie habe nur einmal mit ihm getanzt. Er habe sie mit Anträgen verfolgt. Jetzt lebe sie wieder mit ihrem Gatten, den sie aus ganz anderen Gründen verlassen hatte. Der Angeklagte wurde zu drei Monaten unbedingt verurteilt. „Ich habe nicht gestohlen und nichts getan, jetzt soll ich drei Monate sitzen. Was ist das für eine Chefin?"

„Prag. Tagblatt."

Kultur!

Wulles liebliche Zeitung, das „Deutsche Wochenblatt", bringt folgendes dufte Inserat:

> 卐
>
> Alleinvertrieb der mit Hakenkreuz ein- oder mehrfarbig bestickten, waschechten, gesetzl. gesch.
>
> **Hakenkreuz-Taschentücher**
>
> für Damen und Herren, aus der Oberlausitzer Kunststickerei von Fräulein Käte Neumann, Lauban. Fordern Sie Muster und Preise. Bei Sammelbestellungen durch Ortsgruppe Sonderpreise!
>
> Emil Horter, Leinen- und Baumwollwaren,
> Schönwalde, Kreis Sorau.

Natürlich ist nichts dagegen einzuwenden, daß sich mit diesem kindlichen Rindviehabzeichen jeder legitimiert, der sich die Nase putzt. Herr Horter aus Schönwalde hat der Menschheit einen unschätzbaren Dienst erwiesen: er hat das Mittel gefunden, jemanden schon beim Schneuzen als hoffnungsloses Rindvieh festzustellen. Wir schlagen dafür sogar das D. R. P. vor!

Stadt-Theater.

„Cosi fan tutte." Diesen Titel der Mozartschen Oper sollte man endlich abschaffen. Die Tatsache, daß das Original italienisch ist, kann nicht der Grund für den Verzicht auf die Verdeutschung sein; denn auf keinem deutschen Programm finden wir den Titel „Le nozze di Figaro". Es empfiehlt sich die Übersetzung „So machen's alle"; sie ist zwar grammatisch nicht ganz genau, aber sie stimmt logisch mit dem Originaltitel überein, und sie paßt rhythmisch zu dem schon in der Ouvertüre verwerteten Hauptmotiv. Noch viel wichtiger wäre es, die den Feinheiten der Musik schädliche Albernheit der Handlung zu mildern. Solche literarischen Eingriffe würden über die Befugnisse des Spielleiters hinausgehen. Herr Dr. Schramm stellte sehr vornehm wirkende Bilder, aber sie hatten sämtlich denselben Vordergrund und die nach derselben Schablone gerafften Seitengardinen. Ohne ein bißchen Koketterie mit der Stilbühne geht es eben nicht ab. Der Hinweis auf Zeitersparnis wäre unberechtigt; denn die sieben „Verwandlungspausen" dauerten länger als sonst. Vielleicht begnügt man sich am besten mit den in Kruses Bearbeitung vorgeschlagenen drei Bildern: Uferlandschaft, Zimmer der Damen, Saal. Das „Meer" in der ersten Szene, ein an den horizontalen Rändern durch Streifen „gemustertes" (!) graues Tuch ohne perspektivische Wirkung, hätte auch als Sportplatz für Hockeispieler „gedeutet" werden können. Herr Mehlich sorgte für prickelnde Rhythmen und abgestufte Dynamik, aber das Orchester und die Sänger hielten nicht immer gleichen Schritt. Herr Witt war ein echter „Mozartsänger", wenn er auch ein paarmal detonierte. Herr Rudow bewährte sich sehr gut als „Spielbariton", Herr Wilhelmi als ironischer Philosoph, der aus seiner Not an Belcanto hier eine Tugend machen konnte. Ein sehr nettes Schwesternpaar waren die Damen Heidersbach und Dänicke, diese allerdings mit der Einschränkung, daß manche Töne der Mittellage einen gutturalen Beiklang hatten. Frau Mirkow gebot über die rechte Soubrettenart eines verschmitzten Kammermädchens. Das Theater war schlecht besucht. Die Oper ist ja „alt" und „bloß" von Mozart, aber nicht von Wagner oder Puccini! Cosi pensano tutti e tutte. Dr. P. R.

Konzerte.

Die beiden Direktoren des musikalischen Instituts der Breslauer Universität verschickten Einladungen zu einer „Aufführung neuer Kammermusik" am Sonntag vormittag im Musiksaal der Universität. Mit dieser interessanten Veranstaltung vor der musikalischen Elite Breslaus begann die vor kurzem gegründete „Vereinigung zur Pflege zeitgenössischer Musik in Breslau" ihre auf die abseitige Kunst für wenige gerichtete und daher höchst rühmenswerte Tätigkeit. Prof. Dr. Schneider bat um Entschuldigung für die noch sehr mangelhafte Handhabung der Plätzezuweisung, warb um ideelle und besonders um materielle Förderung der neuen Bildungsvermittlerin und stellte sich dabei auf einen auch von mir immer vertretenen Standpunkt, mit der Behauptung, daß man neue und wichtige Kunstströmungen kennen lernen müsse, weil sie neu und wichtig seien, auch wenn sie nicht den subjektiven „Schönheitsbegriffen" der Veranstalter und Hörer entsprächen. Ich schätze es hoch, daß die neue Vereinigung nicht nach den bequemen Grundsätzen „Was ihr wollt" und „Wie es euch gefällt" Kunstpolitik treibt. Auch was die meisten nicht wollen und was den meisten nicht gefällt, muß aufgeführt werden, wenn es sich um gediegene oder für die kunstgeschichtliche Entwicklung wichtige Kunstwerke handelt. Ob sie „unschön" und „verrückt" sind oder nicht, ist gleichgültig. Diese Urteilsworte dürften aber auf keins der drei zeitgenössischen Werke des Programms passen. Paul Hindemiths Werk 23b, „Die junge Magd", für eine Altstimme (die sich in Frau Nick-Jaenikes sehr edel klingende Sopranstimme verwandelt hatte), Flöte (H. Janke), Klarinette (O. Born) und Streichquartett (Hennig-Quartett) ist impressionistische Stimmungsmusik mit klangmalerisch sehr feinen Reizen, für die Herr Kapellmeister Wolfes das beste Verständnis hatte. Auch Philipp Jarnachs einsätzige Sonatine für Flöte und Klavier ist reich an subtilen Gebilden und aparten Klangwirkungen, doch hier erscheint die Inspiration schwächer als die Kombination. Herr Mehlich ließ die Flötenstimme Herrn Jankes nicht immer zu der ihr gebührenden Geltung kommen. Hermann Zilchers Werk 88 „Aus dem Hohenlied Salomonis" ist zwar auch zeitgenössische, aber keine eigenartig moderne Musik. Es ist großzügig angelegt und klingt gut, doch es wendet sich an die „breiteren Massen", weil es meist nur konventionelle Musik bietet. Darum fiel es schließlich etwas ab, trotz der guten Wiedergabe durch Frau Scherbening, Herrn Neumann vom Stadttheater, Herrn Prof. Dr. Dohrn und das Hennig-Quartett.

Das dritte Symphoniekonzert des Orchestervereins war ein Brahms-Abend, der eine sehr große Hörerschar angelockt hatte, vielleicht auch wegen der allzu niedrigen Preise. Ein Stehplatz kostete noch nicht einmal das, was man für eine Straßenbahnfahrt zu zahlen hatte. Die Tragische Ouvertüre, eines von den schwächeren Brahmsischen Werken, diente zur Einleitung, und die C-moll-Symphonie mit ihrem triumphierenden, hinreißenden Finale, das Herrn Prof. Dohrn mit Recht begeisterte Hervorrufe eintrug, bildete den kolossalen Schlußstein. Dazwischen spielte Herr Beerwald das Violinkonzert feinsinnig und edel, abgesehen von kleinen Tontrübungen, und mit echtem Temperament, an dem freilich auch noch die Spuren innerer und äußerer Unruhe erkennbar waren. Auf sein Tempo rubato, das bei den Ritardandi des Themas im 3. Satze etwas störte, hatte sich Dohrn geschickt eingestellt. Dr. P. R.

Der zweite Kammermusik-Abend des Orchestervereins brachte drei Neuheiten. P. Graeners Streichquartett op. 54 hat einen unfruchtbar spintisierenden Anfang, einen Scherzosatz mit einer eigensinnigen Passacaglia als Trio und ein gesangreiches Adagio mit versöhnlichem A-dur-Schluß. Das Streichquartett in a-moll von Fritz Kreisler, dem größten der mir bekannten Geiger, ist nicht immer wählerisch im Ausdruck seiner frei strömenden lyrisch-elegischen Gefühle und namentlich im Schlußsatze, dessen Vorbild eine venezia… Canzonetta zu sein scheint, trivial wirken, wenn nicht die … Harmonik den verfeinernden Firnis böte. Die Herren … wald, Küter, Herrmann und v. Jesensky waren beiden … sehr gute Vermittler. Das Hauptinteresse forderte Hinde… geistreich-freche Sonate für Bratsche und Klavier, deren Vo… den Herren Dohrn und Herrmann einen unerwartet gr… Erfolg eintrug. Dr. P. …

„Die Unheimlichen", der zweiteilige Kriminal- und … sationsfilm, fertiggestellt von der Forum Film-Akt.-… Sitz Breslau, ist am 25. Oktober reichszensiert worden und … langt demnächst in Breslau zur Uraufführung. In … Zeit der katastrophalen Markentwertung hat die Gesellschaft, … durch erstklassige Fachleute geleitet wird, es verstanden, … rechtzeitig umzustellen, und hat 22 Filmwerke erworben, d… in den Bezirken Mitteldeutschland und Schlesien ver… Ferner beginnt die Forum Film-Akt.-Ges. Anfang Nove… mit den Aufnahmen des internationalen Filmwerkes „Der … und die Anderen", ein Mysterium in 6 Kapiteln, und … dazu Schauspieler von Ruf gesichert. Die Vorbereitungen … alle so weit getroffen worden, daß dieser Film Mitte Deze… vorführungsbereit sein dürfte.

Die erfolgreichste Operette der letzten Saison, „Die Lu… frau", Text von Pflanzer, Musik von Dr. Knauer, in der … die Titelrolle von Fräulein Rosl Albach vom Bre… Schauspielhaus mit großem Erfolge kreiert wurde, … jetzt bereits zum 70. Male im „Neuen Theater am … Berlin aufgeführt wird, ist von verschiedenen Ausland… käuflich erworben worden. Für Breslau ist das Werk von Gustav Büttner, dem Direktor der Schauburg, … angekauft worden und wird wahrscheinlich gleich nach … zum Teil in Berliner Besetzung, hier zur Aufführung ge…

Verlangen Sie
bei allen Straßenverkäufern, in allen Zeitungs-Kiosken, Papier-Geschäften, Bahnhofsbuchhandlungen, Hotels etc.
Die freie Meinung

Wochenspielplan v. Sonnabend, 10. November bis Sonntag, 18. November 1923

Lobe-Theater.

Sonnabd., 10. Novbr. 7½ Uhr — Zum 1. Male „Vulkan" Lustspiel in 4 Akten von Ludwig Fulda.
Sonntag, 11. „ 3½ „ — Nachmittags-Vorst. Kleine Preise „Eine Frau ohne Bedeutung" von Oskar Wilde
„ 11. „ 7½ „ — Erste Wiederholung: „Vulkan"
Montag, 12. „ 7½ „ bis einschliesslich Freitag, 16. Novbr. 7½ Uhr — „Ein Teufelskerl" Historische Komödie von Bernhard Shaw.
Sonnabd. 17. „ 7½ „ — Zum 1. Male „Peer Gynt" Dramatisch. Gedicht von Ibsen Musik von Grieg
Sonntag, 18. „ 11 „ — Morgenfeier „Peer Gynt"
„ 18. „ 7½ „ — Erste Wiederholung „Peer Gynt"

Thalia-Theater.

Sonnabd., 10. Novbr. 7½ Uhr bis einschliesslich Freitag, 16. Novbr. 7½ Uhr — „Charleys Tante" mit Ludwig Stössel
Sonabd., 17. Novbr. 7½ Uhr, Sonntag, 18. Novbr. 7½ Uhr — Zum ersten Male Mein Vetter Eduard Schwank in 3 Akten von Fred Robbs

Stadt-Theater
Freitag 7 Uhr: **Fidelio.**
Sonnabend 7½ Uhr: **Carmen.**
Sonntag 7 Uhr: **Der Rosenkavalier**

Schauspielhaus.
Operettenbühne. Tel. R. 2545.
Heute und täglich 7½ Uhr:
Des Königs Nachbarin
Sonnt. nachm. 3½ Uhr:
Die Faschingsfee.

Circus Busch - Gebäude
Circus Straßburger
Täglich 7½ Uhr
Sonntags auch 3½ Uhr
Massen-Darbietungen
von unerhort
packender Wucht
Billetts: Barasch und Circus-Kasse 10-1 Uhr

T.T
Ab Freitag, den 9. November 1923
Ossi Oswalda
im
„Milliarden-Souper"
fünf heitere Akte nach der gleichnamigen Operette
Regie: Viktor Janson.
Ferner wirken mit: Hanni Reinwald, Georg Alexander, Viktor Janson, Julius Falkenstein, Paul Biensfeldt, Robert Scholz.
Außerdem:
Die Pritzelpuppe
getanzt von Niddy Impekoven und Blandine Ebinger.
Beginn 4 Uhr, Sonnt. 3 Uhr

Ufa
Ab Freitag, den 9. Novbr.
Seine Frau — die Unbekannte
Ein Filmspiel in 6 Akten mit
Lil Dagover
Regie: Benjamin Christensen
Außerdem:
Fix u. Fax in Essig und Oel
2 lustige Akte
Beginn 4 Uhr
Sonntags 3 Uhr

Marmor Haus
Täglich 7½ Uhr
Das
Riesen-November-Programm
Sehenswerte
Attraktionen
Vorverkauf: Barasch

Edelmetall-Juwelen-Ankauf
Deutsche Reichssilbermünzen werden nicht gekauft
Wir kaufen ständig
Brillanten, Gold-, Silber-, Platin-Bruch u. Gegenstände, Uhren, Ketten, Ringe, Bestecks, Löffel usw.
Wir zahlen Ihnen Ihren richtigen reellen Wert. Einkauf ständig von 8—7 Uhr
Tauentzienstr. 65, II. Tel. Ohle 549
Hielscher, handelsgerichtlich eingetr. Firma

Teppiche Gardinen
Größte Auswahl.
Bekannt solide Preise
Wir unterhalten keine Filialen
Jos. Spanier & Sohn
nur **Ohlauerstr. 45** Ecke Promenade

Brillanten! Gold-, Silber-, Platin- Bruch,
Einkauf! Perlen, Uhren. **Vorschuss!**
Felix Sonnenfeld Ohlauerstr. 46, II Eing. Neue Gasse

Konzerthaus Wappenhof
Sonntag, den 11. November:
Ab 6 Uhr: Wappenhof-Ball
Dienstag: Wappenhof-Ball
Donnerstag: Ball verkehrt

Lunapark, Morgenau
Sonntag, Dienstag, Donnerstag — Verkehrter Ball
Omnibusverkehr ab Mauritiusplatz

Konzerthaus Zoo
während der Wintersaison wochentags im kleinen Saal
Konzert
Sonntags im grossen Saal und im Moccahaus
Grosses Streichkonzert
Leitung: Musikdirektor Artur Galaske.
Jeden Dienstag
Solisten-Konzert.

Kaufe laufend wegen dringenden Bedarfs
Brillanten, Gold-, Silber-, Platin-
Bruch und -Gegenstände in jeder Form und Menge, ausländ. Gold- und Silbermünzen, alte Gebisse und einzelne Zähne mit Platinstiften, Brennstiften
und zahle gute Preise
Emilie Tauchmann
Breslau 16, Tiergartenstr. 47.
Telefon Ohle 7678.

Ankauf von
Brillanten, Juwelen, Uhren
Platin-Gold-Silber-
Bruch-Gegenstände, Ringe, Ketten künstl. Gebisse, einzelne Zähne etc.
nur zum vollen Tageskurs
Edelmetall-, Juwelen-Ankauf
GÜNTHER,
Friedrich-Wilhelmstr. 24 II
Anerkannt höchstzahlende Stelle
Kein Laden!

Gold, Silber, Platin, Juwelen
verkaufen Sie bei der Firma
Ernst G. Weimann
Edelmetalle, Juwelen
79 Viktoriastr. 79
Nähe der Kaiser-Wilhelm-Strasse

Kurgarten Kleinburg
Kürassierstraße 12/18 • Tel. Ring 20…
Besitzer: C. A. Seiffert
Jeden Sonntag und Dienstag:
Vornehmer Tanz
Neueste und modernste Tanzschlager

Residenz-Café
am Tauentzienplatz
Vornehmstes u. schönstes Familien…
Täglich von 4 Uhr ab
Konzerte

Gold-Silber-Platin-Bruch
Gebisse
Schmuck
Wir kaufen höchstzahl…
Fritz Schramm
Kupferschmiedestraße …
3. Haus vom Neumarkt
Günther Dilpha…
Friedrichstraße 11
neben der Markthalle

Ankauf Brillanten Platin-Gold-Silber
in jeder form u. Menge
Juwelier u. Goldschmiedemeister
Paul Vogel
Breslau 1.
Schweidnitzer-str. 55.
Im Hause Café Schuster
Filiale: Baden-Baden
Mitgl. Verband Deutsch. Juweliere

Kaiserkrone
Das grosse sehenswerte November-Programm.

Figaro-Theat…
Bischofstraße 4…
Täglich! Die gro… Operetten-Revue
„Was brin… die Zeitung"
Bunter Teil!
Kein Trinkzwang

Bonbonnière
Jeden Dienstag ab 8 Uhr
Tanz.
Jeden Sonntag ab 5 Uhr
Grosser Tanz
mit Darbietungen

Friebeberg
Jeden Donnerstag ab 8 U…
Tanz
Jeden Sonntag ab 6 U…
Grosser Tanz
und Auftreten neuer Kunstkräfte.

Sammeln Sie die Briefmarken Ihrer täglichen Korrespondenz! Ich zahle Ihnen f. die jetzt im Kurs befindlichen Aufdruckmarken per Stück 1000 Mark.
Hermann Böhm,
Breslau I, Karlstr. 28.

Wir bitten unsere Leser u. Freunde unsere Inserenten zu berücksichtigen und sich bei Einkäufen nur auf die „Freie Meinung" zu beziehen.

Herausgeber und Chefredakteur: Hans Ganteda-Fleischmann; verantwortlich für die gesamte Redaktion: i. V. Siegfried Richter, Fernsprecher Ring 7879; für Inserate i. V.: E. Bellenbaum.
Verlag: H. Fleischmann, Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich), Breslau.

An unsere Abonnenten!

Es ist uns leider aus technischen Gründen doch nicht möglich, die Abonnementsbeiträge durch Nachnahme einzuziehen. Wir bitten deshalb, den Abonnementspreis, der leider wieder heraufgesetzt werden mußte, auf unser Postscheckkonto Breslau I 21 808 (Die freie Meinung) zu überweisen. Der Preis für Oktober ist fest 60 Goldpfennige. Die Postabonnenten zahlen unter Abzug der bisher geleisteten Zahlung nur 50 Goldpfennige.

Unsere Leser bitten wir gerade in dieser Zeit um Treue gegen Treue!

Der Verlag.

Wird der Papiermarkdruck wirklich eingestellt?

Voraussagen und bestätigte Erkenntnisse der „Freien Meinung" — Statt New-Yorker nun Londoner Schieberkurs! — Schwindelhafte Devisenanforderung — Unheilvolle Banktätigkeit — Wie die Banken ihre Einzahler prellen — Schluß mit der Papiermarkfabrikation!

Bekanntlich erscheint „Die freie Meinung" in Breslau bereits am Freitag mittag. In seinem Leitartikel von voriger Woche schrieb nun unser Chefredakteur in Zusammenfassung aller seiner früheren diesbezüglichen Hinweise folgendes:

„Ist der Regierung angesichts der Tatsache, daß die deutsche Papiermark auf keiner ausländischen Börse mehr gehandelt wird, womit also der Papiermarkkurs nichts weiter als ein Schieberkurs ist, klar, daß sie den Dollarstand, wie sie will, bestimmen kann? In Newyork ist ein Dollar für deutsche Papiermark fast überhaupt nicht zu haben, weshalb sieht man dauernd den Kurs einiger privater Newyorker Schieberbanken dem deutschen Volke als maßgebend vor? Die Regierung hätte auf dem stabilen Kurs der vorigen Woche bleiben können, ohne daß unsere Wirtschaft irgend etwas beeinträchtigt hätte. Indem die Regierung den stabilen Kurs aber durchlöchern ließ, gab es keinen Halt, das Spiel begann von neuem. — Wird die Billion also doch noch erreicht werden?"

Schon vor einigen Wochen machte unser Chefredakteur darauf aufmerksam, daß das Treiben der deutschen Wirtschaft unbedingt zum Billionenstand des Dollars führen müsse, und nun ist der Kladderadatsch da.

Wie sehr aber auch die wirtschaftspolitischen Bemerkungen unseres letzten Leitartikels zutrafen, bewies eine von der Regierung inspirierte Notiz, die die gesamte deutsche Presse am Montag, den 5. d. M., veröffentlichte. Wir geben diese Notiz in der gekürzten Form der „Bresl. N. Nachr." wieder:

Berlin, 5. November. Die Newyorker Banken und ausländischen Wechselmakler haben den Handel in der Markdevise eingestellt. Durch die Bekanntgabe dieses Beschlusses wird die Tatsache erhärtet, daß in Newyork nur eine unbedeutende Spekulantengruppe die Mark hin und her wirft und daß demnach der Newyorker Kurs also in keiner Weise als in Betracht kommend für die deutsche Währung angesehen werden kann und darf. Jeder Kurs der Papiermark, der eventuell auch noch weiter aus Newyork gemeldet werden würde, müsse als praktisch bedeutungslos angesehen werden..

Die Regierung ist reichlich spät zu dieser Erkenntnis gekommen, die wir schon längst besaßen und weiter verbreitet haben. Aber was nützt die schönste Erkenntnis, wenn man nicht nach ihr handelt? Inzwischen hat die Regierung sich schon wieder von den deutschen Dollarkonsumenten bluffen lassen, und es ist tatsächlich im Augenblick nicht abzusehen, wie sich demzufolge unsere Währungsverhältnisse entwickeln werden. Newyork hat den Handel in Markdevisen eingestellt. Nun sind es Londoner Banken, die deutschen Devisenkonsumenten Dollarnoten beschaffen! Am Mittwoch wurde aus London der unerhörte Schieberkurs von acht Billionen Papiermark für einen Dollar gemeldet! Die Regierung hatte schon bei einem Dollarstand von 1,4 Billionen vollkommen recht, als sie diese Zahl für phantastisch erklärte und die Presse ersuchte, den Newyorker Kurs als nicht mehr maßgebend zu bezeichnen. Nun steht fest, daß sich die Regierung von der Industrie bewegen ließ, der Dollarschiebung etwas zu folgen und den Kurs der Goldanleihe heraufzusetzen, weil die Industrie sonst vor dem Erliegen sei; sie könne keine Rohstoffe mehr einkaufen. In Wirklichkeit liegen die Dinge doch so, daß die Industrie auf Monate hinaus noch mit Rohstoffen versorgt ist, die sie noch mit einem relativ niedrigen Dollarkurs einkaufte. Sie hat, wie mit Devisen und anderem, auch in Rohstoffen spekuliert. Wir empfehlen der Regierung eine Bestandsaufnahme vornehmen zu lassen und Herr Stresemann, der das alles doch wissen müßte, würde sein blaues Wunder erleben und erkennen, wie die Herren Stinnes und Konsorten mit dem deutschen Volke Katze und Maus spielen. Die wahnsinnigen Dollaranforderungen der Industrie, die die Reichsbank so häufig in Verlegenheit treiben, sind nichts weiter als ein grober Betrug an der Gesamtheit.

Wir fragen aber auch die zuständigen Behörden an: Wie stellt sie sich der Tatsache gegenüber, daß die Banken einen anderen als den amtlichen Kurs verbreiten und auf diese Weise die größte Beunruhigung in der Geschäftswelt hervorrufen. Die Banken zahlen aber auch weit höhere Kurse als die amtliche Notierung bestimmt! Dasselbe geschah am Mittwoch vormittag bereits mit der Goldmark. So wurde allgemein bekannt, daß der Goldmarkkurs in die Höhe gehen werde. Vielleicht erkennen nunmehr alle die, die in diesen Tagen kein Geld von den Banken erhalten konnten, weshalb die Bankinstitute unter Geldknappheit litten. Diese Herrschaften stoßen unter allen Umständen jetzt ihren Papiermarkbesitz ab und prellen auf diese Weise glatt ihre Einzahler. Die Banken verausgaben sich mit ihren Devisenschiebereien. Sie sabotieren das Regierungsverbot, mit Goldanleihe zu handeln und sind demzufolge für den Begriff dieser Zeit geradezu in vaterlandsverräterischer Weise tätig. Dagegen muß die Regierung unter allen Umständen einschreiten, ehe es zu spät ist und durch die Schuld der Banken zahlreiche Existenzen vernichtet werden.

Diesem ganzen Hausse- und Baisseunfug muß überhaupt endlich ein Ende gemacht werden. Wir haben deshalb in voriger Woche — wie schon oft — wieder vorgeschlagen, um jeden Preis den Papiermarkdruck einzustellen. Die Regierung hat das für den 10. November versprochen. Wir wissen jedoch, daß die Regierung nicht in der Lage ist, dieses Versprechen zu halten. Anstatt, daß sie den mit der Herstellung von Papiermark beauftragten Druckereien die Herstellung von Goldanleihe und Rentenmark in Auftrag gibt, läßt sie Papiermark ruhig weiter fabrizieren, Kündigungen der Aufträge haben bis heute, den 8., noch nicht stattgefunden. Wie soll da ein festes Währungsverhältnis zu den wertbeständigen Papieren geschaffen werden? (Nachträglich wird bekannt, daß der Papiermarkdruck am 15. November eingestellt werden soll. Auch die Ausgabe der Rentenmark erfolgt erst an diesem Tage. Die Red.)

Wahrlich, es steht schlimm um die Entschlußfähigkeit dieser Regierung.

Wir wollen endlich statt Versprechungen Taten sehen! Der Worte sind genug gedrechselt! Was nützt es, wenn die Regierung verspricht, eine höhere Note als der Hundertbillionen-Markschein käme nicht mehr heraus! Dieser Zahlenbegriff ist an sich für ein Volk bereits ein katastrophales Unglück. Also noch einmal: Schluß mit der Papiermarkfabrikation! — **Und fort mit Havenstein!!**

Breslauer Schau.

Der erste Pogrom auf der Antonienstraße

25—30 Mann gegen 4!

Am Mittwoch, den 7. d. M., abends 10 Uhr, drangen in das Hotel Mamlock auf der Antonienstraße 25—30 Hakenkreuzler ein, um nach Devisen zu forschen, wobei die Eindringlinge die anwesenden Gäste schwer mißhandelten.

Also Breslau hat seinen ersten ausgesprochenen Pogrom. Daß er mit verhältnismäßiger Schnelligkeit unterbunden werden konnte, ist dem energischen Verhalten der angerufenen Schutzpolizeibeamten zu danken. Offenbar stellt der Hakenkreuzvorstoß gegen die Antonienstraße eine eigenmächtige Nachlese einer Anzahl halbreifer Bengel dar, die unter Führung des Bankbeamten Kurt Siebenhaar aus Brockau, Breslauer Straße 6, standen.

Wir erhalten über den Hakenkreuzvorstoß folgenden authentischen Bericht:

„Im Gastzimmer des Hotels Mamlock auf der Antonienstraße, wo die Polizei wie an anderen Stellen am Dienstag nach Devisen geforscht hatte, ohne welche zu finden, befanden sich um 10 Uhr abends etwa vier Gäste. Kurz nach 10 Uhr kamen drei junge Leute in das Lokal. Sie trugen die bekannten blauen Skimützen mit dem Hakenkreuz als Kokarde. Sie waren vermutlich vorgeschickt, um festzustellen, ob sich aus der Gästeschar eine Übermacht konstruieren könnte. Da jedoch nur vier Gäste, darunter ein nichtjüdischer Herr, anwesend waren, konnte dem auf der Straße harrenden Trupp das Zeichen zum Einbruch gegeben werden. Im Nu waren von etwa 25—30 Hakenkreuzjünglingen, sämtlich mit Skimützen behauptet, die durchweg ein Hakenkreuzabzeichen trugen, die Tür nach der Straße und das Telephon besetzt. Die Gäste wurden nach einem Ausweis und nach Devisenbesitz gefragt, sie flüchteten sich durch nach dem Hofe, wo in sie mit Gummiknüppeln und Stöcken wahllos hineingeschlagen wurde. Der Schwester der Wirtin gelang es, in die oberen Wohnräume zu fliehen und sich dort zu verschließen. Man eilte ihr nach und versuchte, sie zur Öffnung der Türen zu zwingen. Dabei drohten die Stoßtruppler": „Wenn Ihr nicht aufmacht, fliegt die ganze Bude in die Luft!" Den anderen Flüchtigen wurde zugerufen: „Wenn Ihr nicht stehen bleibt, schießen wir!"

Von einem Nachbarhause war inzwischen der Tumult beobachtet und die Polizei benachrichtigt worden. Von der Wache im Landgericht wurden sofort vier Mann entsendet, die in dem Bankbeamten Siebenhaar den Rädelsführer festnahmen. Nunmehr wandte sich der Hakenkreuzlertrupp gegen die Beamten und forderte die Freilassung ihres Kumpanen. Selbstverständlich gingen die Schutzpolizisten auf dieses Ansinnen nicht ein. Nunmehr hatten die Leute die Unverfrorenheit, die Polizisten mit auf die Wache zu begleiten, wo der anwesende Offizier das erneute Verlangen, den Verhafteten freizugeben, kurzerhand damit beantwortete, daß er sämtliche Hakenkreuzjünglinge festnehmen und am anderen Morgen dem Untersuchungsgefängnis zuführen ließ.

Bemerkenswert ist, daß sich die Freibeuter in der Mehrzahl aus Bankbeamten und Handlungsgehilfen zusammensetzten. Sie gaben an, dem Bunde „Eichendorff" anzugehören."

Das Berliner Beispiel scheint also auch in Breslau Schule machen zu wollen. Wir können jedoch versichern, daß die Polizei hier vollkommen auf ihrem Posten und keineswegs gesonnen ist, irgend welche Eigenmächtigkeiten zu dulden. Aber wir sehen, wohin wir in Breslau doch kommen können, wenn nicht schleunigst vorgebeugt wird. Wir empfehlen dem Herrn Polizeipräsidenten, auf Grund dieses Vorkommnisses unverzüglich sämtliche Hakenkreuzvereinigungen zu verbieten. Wenn man die Psychologie dieser Skimützenhelden kennt, weiß man, daß sie der erste Fehlschlag nicht entmutigen wird. Von den Gerichten aber muß erwartet werden, daß sie dem Pogromunfug, für den Deutschland keinen Platz bieten darf, durch unerbittliche Bestrafung der Unruhestörer ausmerzen hilft. Wenn gegen gewisse Kreise, die im Verdachte stehen, Devisenschiebungen vorzunehmen, vorgegangen werden soll und muß, so sind dafür die staatlichen Organe da und nicht hakenkreuzliche Handlungsgehilfen und Bankbeamte, von denen man obendrein nie wissen kann, zu welchem Zweck sie auf illegale Weise Devisen „erfassen" wollen. Sollten die Hakenkreuzjünglinge glauben, ihr Vorgehen werde die Sympathie der Bevölkerung erwecken, so dürften sie sich getäuscht sehen, denn einen solchen Überfall, 25—30 Mann auf vier Mann — wird jeder anständige Mensch nur verächtlich finden, zumal das ganze Vorgehen der Leute, die den guten Namen des Dichters Eichendorff schändeten, auf Feigheit abgetönt war.

Dr—ght.

Wohlfahrtsamt und Geldentwertung.

Eine Schachtel Streichhölzer als Unterstützung.

Wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, denen in diesen Zeiten der Verarmung weitester Volkskreise die Wohlfahrtspflege ausgesetzt ist. Es sei auch zugegeben, daß der Breslauer Magistrat im Dienste der Armenpflege — soweit es sich um Zuteilung von Brot und anderen Lebensmitteln handelt — schon manches Ersprießliche geleistet hat, wir können ihm aber den Vorwurf völliger Verständnislosigkeit gegenüber der Geldentwertung nicht ersparen. Fast täglich laufen bei uns Klagen über unzureichende Unterstützungen ein. Wir geben nachstehend kurz einige Fälle wieder.

Am 20. Oktober erhielt eine Witwe, die vollständig auf die Armenunterstützung angewiesen ist, 75 Millionen Nachzahlung zu der 24 Millionen betragenden Oktoberunterstützung. Eine andere Frau erhielt den Betrag von 825 Millionen am 23. Oktober. Die am 1. November gezahlte monatliche Unterstützung betrug 45,172 Millionen; das waren anderthalb Goldmark.

Fast wie ein schlechter Witz mutet die Monatszahlung des Wohlfahrtsamtes, Abteilung für Gas- und Spiritusbeschaffung, an, die am 25. Oktober in Höhe von 148 Millionen erfolgte. (Der Preis eines Groschenlichtes betrug damals über zwei Milliarden.) Der Abschnitt dieser Zahlkarte trägt den Vermerk: „Dieser Betrag darf nur zur Anschaffung von Beleuchtungsmaterial verwandt werden. Bei Mißbrauch kommt weitere Unterstützung nicht in Frage." Für die glückliche Empfängerin ergibt sich nun die schwierige Frage: Sind Streichhölzer (die Schachtel zu 250 Millionen) ein Beleuchtungsgegenstand, oder wird der Ankauf einer solchen (einzig mögliche Verwendung der horrenden Summe) als Verschwendung städtischer Gelder mit Entziehung der Unterstützung bestraft?

Diese Proben mögen genügen, die unmögliche Geldwirtschaft im Wohlfahrtsamt zu beleuchten. Durch wieviel Büros und Beamtenhände mögen die Anweisungen wandern, bis sie endlich dem Empfänger, derartig entwertet, ausgezahlt werden. Hier gilt es schleunige Abhilfe zu schaffen. Diese Armen, die ihre Verelendung zum größten Teil der unsinnigen Wirtschaftspolitik verdanken, haben ein Recht auf menschenwürdige Unterstützung. Zu dem für die Armen warmherzig empfindenden Dezernenten des Wohlfahrtsamtes, Herrn Stadtrat O. Tilgner, darf man das Vertrauen haben, daß er unsere Anregung benutzen und den Zeitbedürfnissen durch seine Büros besser Rechnung tragen lassen wird.

Unbedingt lebenswichtig!

Wie im ganzen Reiche, so wurde auch in Schlesien Streikverbot in lebenswichtigen Betrieben erlassen. Als lebenswichtige Betriebe sah der Herr Militärbefehlshaber des Wehrkreises Breslau an: Gas-, Wasser-, Elektrizitätswerke, Eisenbahn, Post, Telegraphiewerkstätten, Hüttenbetriebe, Bergwerke, landwirtschaftliche Betriebe, Zuckerfabriken, Brennereien, Mühlen, Schlachthäuser, Druckereien, Erzeugungsstätten künstlicher Düngemittel und Krankenanstalten. An dieser Aufstellung interessiert uns nur, daß man in den maßgebenden Kreisen auch die Brennereien zu den „lebenswichtigen" Betrieben rechnet und das Streikverbot darauf ausdehnt. Mit demselben Recht aber hätten dann auch die Brauereien und Weinkeltereien aufgeführt werden müssen; offenbar stellte man sich jedoch auf den Standpunkt jenes Dichters, der da sang: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör" und der danach Bier und Wein auch nicht für nötig hielt, und glaubte genug damit getan zu haben, wenn man nur die Brennereien als lebenswichtig deklarierte, um den Sorgen des deutschen Volkes zu steuern.

Denn durch diese Maßnahme, auch für die Brennereien Streikverbot zu erlassen, dürfte dem deutschen Volke nunmehr endgültig geholfen sein.

Ueber die Lohnzahlung für Straßenbahnschaffner wird vielfach Klage geführt. Besonders am Straßenbahnhof Weißenburger Straße sollen Zustände herrschen, die, wie man uns schreibt, jeder Beschreibung spotten sollen. Statt daß man die Auszahlung des Gehaltes an die Beamten von mehreren Stellen aus vornimmt, soll damit ein einziger Beamter fertig werden; und den überhäuft die Zahlstelle so mit kleinen Scheinen, daß eine Gruppe von fünf Mann — mehr werden nicht in den Zahlraum gelassen — mindestens zwanzig Minuten zur Abfertigung braucht. Wenn nun um drei Uhr angefangen wird zu zahlen, so erhalten die letzten nicht vor acht Uhr abends ihr Geld, an Einkaufen ist dann nicht mehr zu denken, und am folgenden Tage sind gewöhnlich die Preise wieder gestiegen, sodaß die Gehaltszahlung fast illusorisch wird. Noch schlimmer geht es denen, die um neun oder zehn Uhr abends Dienstschluß haben und am andern Morgen schon wieder ausfahren müssen, die bekommen ihr Geld erst am Nachmittage des nächsten Tages, denn abends wird nicht mehr ausgezahlt und morgens vor neun Uhr auch nicht. Diese durchaus mangelhafte und sehr oft verspätete Auszahlung des Gehaltes heißt die Geduld der Leute auf eine sehr harte Probe stellen. Um diese Zustände einigermaßen zu bessern, erscheint es angebracht, daß man das Aufsichtspersonal zu diesem Dienst heranzieht, — worauf übrigens schon neulich gebührend hingewiesen wurde.

Ueberhaupt scheint sich die Straßenbahn nicht in guter Regie zu befinden: es hätte sonst, bei der Reformierung der Straßenbahn, nicht geschehen dürfen, daß in dem neuen Verkehrsplan ganze Stadtteile unberücksichtigt geblieben sind, wie z. B. die Gegend um den Lehmdamm. Und was sich die leitenden Herren gedacht haben, als sie beschlossen, den Verkehr morgens und nachts um je eine Stunde zu kürzen, ist auch recht dunkel, denn gerade zu den Frühzügen und nach Lokalschluß wurden die Straßenbahnen stark in Anspruch genommen, sodaß durch diese Art Reformation die Regie der Straßenbahn um ihre besten Einnahmequellen gebracht wird. Wenn unter solchen Umständen die Straßenbahn sich nicht rentabilitiert, und zu Massenentlassungen geschritten wird, ist es weiter kein Wunder; nur daß die Unrentabilität der Straßenbahn nicht auf die mangelnde Fahrlust des Publikums (angeblich) schlechte Arbeit der Straßenbahnbeamten und -Angestellten zurückzuführen ist, sondern auf den Mangel an Organisationstalent der leitenden Stellen.

Vielleicht befaßt sich die sozialdemokratische Stadtverordneten-Fraktion einmal mit diesen Zuständen, die bislang den Unwillen nicht nur des Publikums, sondern auch den der Beamten erregt und Gnade nur vor den Augen der regierenden Herren im Reiche der Straßenbahn gefunden haben.

Zum Leben zu wenig — und zum Sterben zu viel ist jene magere Zusatzunterstützung, die die Sozialrentner nach dem Notstandsgesetz erhalten. In diesem Monat wurde am 6. eine Summe von 419 Millionen, am 16. eine solche von 458 Millionen Mark gezahlt. Wie man mit diesem Gelde leben soll, das vom Ministerium festgesetzt wird, mögen uns jene hochweisen Ministerialräte vormachen, die solche Beträge beschließen. Es wäre das Beste, wenn man den (ohne Schuld in größte Not geratenen) Sozialrentnern dieselben Sätze bewilligte, die die Erwerbslosenfürsorge zahlt, damit wenigstens dem größten Elend gesteuert wird, denn auch auf dieser Basis kann man nicht satt und froh werden, geschweige denn große Reichtümer erwerben. Eine Milderung wäre es immerhin.

Die Weltbühne, der Schaubühne XIX. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 45: Präsident Masaryk von Joseph Friedfeld; Auf die Geschichtsschreiber dieser Zeit von Johann Peter Titz; Beamtenabbau von ***; Anatole France. III. von Hermann Wendel; Zu dieser Revolution von Machiavelli; Vorzüglicher Stoffwechsel von Frank Warschauer; W. U. R. von Alfred Polgar; Schauspielertheater von S. K.; Sachsen und Angelsachsen von Morus; Bemerkungen von Munk, Windschild, Enker, Schlesinger, Harbeck; Antworten.

Vorbereitungen zu einem Eisenbahnbeamtenstreik.

Unter dieser Überschrift veröffentlichte die „Schlesische Tagespost" am 7. d. Mts. einen Artikel, nach welchem die Reichsgewerkschaft Deutscher Eisenbahnbeamten Vorbereitungen treffen soll zu einem Eisenbahnbeamtenstreik, der als politische Waffe verwendet werden solle. Das Ziel sei, die politische Macht in die Hände der freien Gewerkschaften zu bringen. Die Reichsgewerkschaft sei bekanntlich dem sozialistischen Allgemeinen Deutschen Beamtenbund angeschlossen, der den Befehlen des freigewerkschaftlichen Aktionsausschusses unterworfen wäre, welcher als Leitung des kommenden Generalstreikes schon jetzt gebildet sei. Gleichzeitig habe der Allgemeine Deutsche Beamtenbund versucht, die übrigen Beamtenspitzenorganisationen durch die Abschließung einer „Kampfgemeinschaft" in den Generalstreik hineinzuziehen. Zum Schluß fragt die „Tagespost": Wann endlich wird die Reichsregierung gegen diese Elemente vorgehen, die die deutsche Volksgesamtheit in das furchtbarste Elend, ja direkt in die schrecklichste Hungersnot treiben wollen, bloß um ihre politischen Schiebergeschäfte dann machen zu können?"

Hierzu schreibt uns die Reichsgewerkschaft Deutscher Eisenbahn-Beamten und Anwärter, Direktionsbezirk Breslau:

Die vorstehenden fürchterlichen Enthüllungen der „Schlesischen Tagespost" kommen für die Öffentlichkeit etwas reichlich verspätet. Am 25. September d. Js. hat die Reichsregierung — nicht ohne Ursache — folgende Anordnung erlassen:

„Im Falle von inneren Unruhen haben alle Reichsbehörden und Reichsbeamten ausschließlich den Anordnungen der Reichsregierung Folge zu leisten. Etwa erforderliche Notverordnungen über die Dienstpflicht erläßt der Herr Reichspräsident."

Obwohl diese Anordnung nur Selbstverständliches enthält, hatte sich die Reichsgewerkschaft bei Herausgabe derselben, also vor 6 Wochen, veranlaßt gesehen, für den Fall des Eintritts innerer Unruhen ihren Funktionären besondere Weisungen zu erteilen. Dies war nötig, weil sich beim Kapp-Putsch gezeigt hat, daß sich eine ganze Anzahl höherer Beamter in leitenden Stellungen auf Seiten der Aufrührer befanden und mit ihrer Dienstgewalt Mißbrauch an der beschworenen Treue gegen die Verfassung übten. Selbstverständlich war in der Weisungen der Reichsgewerkschaft auch vorgesehen, wie sich ihre Mitglieder verhalten sollten, wenn infolge von Unruhen eine ordnungsmäßige Regierung vorübergehend nicht vorhanden gewesen wäre. Die Anordnungen waren zwar vertraulich, den Regierungsstellen aber, deren Maßnahmen sie ja schützen sollten, keineswegs unbekannt. Keinesfalls war das Ziel, die politische Macht in die Hände der freien Gewerkschaften zu bringen.

Unsere Spitzenvertretung, der Allgemeine Deutsche Beamtenbund, ist eine politisch neutrale Organisation. Die Verbindungen, welche derselbe z. Zt. mit anderen Großorganisationen herzustellen versucht, sollen aufgenommen werden, um die Beamtenschaft gegen die unerhörten und unvernünftigen Angriffe auf ihre Existenz zu schützen, die seit Wochen von allen Seiten betrieben werden.

Wir sind nicht im Zweifel darüber, daß der Artikel der „Schlesischen Tagespost" nicht aus dem Bedürfnis heraus geschrieben ist, den so nötigen inneren Frieden zu fördern, und hängen ihn deshalb hiermit niedriger.

Wir fragen, wie lange will die Regierung noch zusehen, daß in dieser ernsten Zeit die einzelnen Volksschichten durch Verbreitung unwahrer Nachrichten gegeneinander aufgehetzt werden?

Was kann das für eine Gesellschaft sein? Seitdem Millionen Geschäfte „hintenherum", heimlich, still und leise, abgeschlossen werden, spielt das Caféhaus in Schieberkreisen eine besondere Rolle. So kommt es vor, daß man allgemein von Geschäften, die im Caféhaus getätigt werden, nicht viel hält. Insbesondere bringt man Aktiengesellschaften, die im Café zustande kommen, recht viel Mißtrauen entgegen. Und um so mehr, als bekannt ist, daß sich in dieser für Aktienschwindel günstigen Zeit Aktiengesellschaften gebildet haben, die über keinerlei andere Substanz verfügen als eben ihre Aktienpapiere. Nicht einmal ein Büro oder ein Telefon nennen viele dieser „Aktiengesellschaften" ihr eigen. Offenbar verfügt die „Braunkohlenbergwerk Stehburg Aktien-Gesellschaft" gleichfalls über keinerlei Büroräume, denn dieser Tage sah man in einem hiesigen Café am Zwingerplatz zwei Herren damit beschäftigt, Aktien dieser Gesellschaft eifrig zu unterschreiben. Also der geeignete Ort für eine solche Arbeit ist immer ein verschwiegener Winkel eines Caféhauses. Und dann tragen die Herren Aktienunterzeichner stolz den Titel „Direktor" oder gar „Generaldirektor" zur Schau. Und die Dummen können kommen . . .

Figarotheater. Aus Platzmangel kann die Besprechung des ausgezeichneten November-Programms erst in der nächsten Ausgabe erfolgen. Wir empfehlen allen Kleinkunstfreunden einen Besuch dieses Programms, das beweist, daß die Direktion es in letzter Zeit verstanden hat, das künstlerische Niveau bedeutend zu heben. Die Eintrittspreise sind verhältnismäßig niedrig gehalten, wozu die große Annehmlichkeit kommt, daß im Figarotheater keinerlei Trinkzwang besteht.

Eine gerechte Strafe für Verleumdungen. Nachträglich wird uns mitgeteilt, daß die Privatsekretärin Helene Bienek von der Firma Ostdeutsche Kohlenhandelsgesellschaft (Julius Bienert) am 3. Oktober wegen Verleumdung des kaufmännischen Direktors Carl Kötz zu vier Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Die Strafe wird ihr nur dann erlassen, wenn sie binnen vierzehn Tagen 40 Goldmark an die Gerichtskasse zahlt.

Bei der Konzessionierung von Altmetallhändlern sollte die Polizei rücksichtsvoller zu Werke gehen, wenn es sich bei den Antragstellern um würdige Mitbürger handelt. Uns ist der Fall bekannt, daß ein stellungsloser, völlig unbescholtener Elektromonteur, Vater von fünf Kindern, der mit Erspartem sich einen Metallhandel eröffnen wollte, die Konzession nicht erhielt. Die Folge ist, daß dieser Mann jetzt durch den Bezug von Arbeitslosenunterstützung und anderen Wohltaten aus öffentlichen Mitteln der Allgemeinheit zur Last fällt. Hat die Polizei bei der Prüfung von Konzessionsgesuchen schon einmal diese Folgen überlegt?

Warum, Herr Koslowsky? Der deutschvölkische Bücherrevisor Koslowsky, der ehedem in Breslau gewohnt hat, nun aber in Glatz heimisch ist, scheint tatsächlich, wie wir auch schon neulich vermutet haben, allerlei „zwingende Gründe zu haben, mit den Gerichten tunlichst nicht in Berührung zu kommen". Denn wiewohl er unsere Zeitung, die wiederholt auf sein Deutschvölkisches hingewiesen hat, schon vor geraumer Zeit „wegen Beleidigung" verklagt hat, hat er jetzt, wie aus einer Mitteilung seines Breslauer Rechtsvertreters an das hiesige Amtsgericht hervorgeht, die Privatklage zurückgenommen. Warum er das Verfahren gegen uns einstellen ließ, ist nicht ersichtlich, da doch in diesem Falle wir die Angeklagten waren. Vielleicht war Herr Koslowsky auch als Kläger seiner Sache durchaus nicht so sicher, wie er gern den Anschein erwecken wollte. Wir werden darauf noch zurückkommen, wenn — endlich! — der andere Prozeß stattgefunden haben wird, den die Breslauer Amtsanwaltschaft gegen ihn wegen Aufreizung zum Klassenhaß angestrengt hat, und zu dem er schon zweimal nicht erschienen ist. Warum, Herr Koslowsky?

Sankt Bürokraz treibt sein wunderliches Spiel neuerdings mit den Zahlungen der Beamtenpensionen. Denn das darf doch, in diesen Zeiten stündlicher Geldentwertung, nicht sein, daß etwa die Pensionäre ihr Ruhegehalt, auf das sie — kraft langjähriger Dienste — ein unbedingtes Recht haben, pünktlich bekommen; vielmehr macht das Geld, bevor es in die Hände der Wartenden kommt, ganz hübsche krumme Wege. Zunächst überweist — immer hübsch langsam — die Behörde dem Postscheckamt, und das wiederum schickt es erst den Ruhegeldempfängern zu. Welch' bürokratischer Apparat zu diesem Umweg benötigt wird, sieht wohl jeder ein, der die Umständlichkeit kennt, mit der die Behörden arbeiten. So erhielt eine Amtsrichterwitwe eine Zahlung, die am 8. Oktober fällig war, erst am 17., also fast zehn Tage später, ebenso Geld, das am 9. Oktober fällig war, am — 22. v. Mts., also ganze zwölf Tage später. Selbst die Grundpension, die doch nicht groß zu berechnen ist, bekam die Frau erst am 6. statt am 1. Oktober. Insgesamt sind ihr bis zum 30. Oktober 15 (sprich: fünfzehn!) Milliarden überwiesen worden, in einzelnen Beträgen, die wohl am Tage der Anweisung einen gewissen Wert dargestellt haben, die aber am Tage der Aushändigung in Anbetracht der Geldentwertung ein recht übler Witz gewesen sind. Ähnliche Lieder von Skt. Bürokrazens wunderlichem Spiel können wohl alle erzählen, so daß die maßgebenden Stellen die Frage nicht unerwägt lassen sollten, ob sich die Ruhegeldempfänger ihr Geld nicht bei der zuständigen Dienstkasse selbst abholen können, um sich vor weiterer Entwertung zu schützen. Ob wohl jener treffliche Beamte, der dies großartige Pensionsüberweisungssystem ersonnen, stillschweigen würde, wie es die Pensionäre tun, wenn ihm sein Geld auf diesem Wege überwiesen werden würde? Wir möchten's nicht wissen.

Mißstände im Breslauer Polizeipräsidium. Schiller, der da sang: Raum ist in der kleinsten Hütte usw., Schiller also ist etwas, das überwunden werden muß, sagte sich das Breslauer Polizeipräsidium, als es daran ging, die Kriminalpolizei in einigen wenigen Zimmern des Präsidialgebäudes unterzubringen. Wer einmal eine polizeiliche Vernehmung gehabt hat, wird wissen, was in den engen Stuben in der Ursulinerstraße für Betrieb herrscht: da sitzen mitunter mehr als sechs Beamte in solch einem Käfig, so daß man dort bei starkem Geschäftsbetrieb nicht neben-, sondern übereinander sitzt. Wie bei diesem lauten Durcheinander — Gegenüberstellungen und Vernehmungen pflegen nicht gerade leise und zart abzugehen — sachgemäß verhandelt und wie der Beamte nicht nervös werden soll, mögen uns einmal diejenigen vormachen, die diese famose Platzeinteilung ersonnen haben. Bei den Diebstahlsabteilungen kommt hinzu, daß Beamte von ihren Vertrauensmännern im Zimmer aufgesucht werden, die ihnen brauchbare Angaben und Fingerzeige zur Aufklärung eines Einbruchs oder größeren Diebstahls im Vertrauen überbringen möchten. Der Vertrauensmann wird aber nur einmal kommen, wenn er gesehen hat, daß im Zimmer des Beamten fünf bis sechs Beschuldigte oder Zeugen sitzen, und er damit zu rechnen hat, von diesen verraten oder vielleicht gar verfolgt zu werden. Besonders peinlich sind für Beamte und beschuldigte weibliche Personen Vernehmungen, wenn es sich um Vorkommnisse handelt, für die bei ihrer Verhandlung jedes Gericht die Öffentlichkeit ausschließen würde.

Auf eine Eingabe der Kriminalbeamten an den Polizeipräsidenten ging folgende Antwort ein: „Die bessere Unterbringung der Beamten der Kriminalpolizei ist und bleibt ständig Gegenstand eingehender Erwägungen. Leider hat sich bis jetzt ein befriedigender Ausweg aus den auch von mir durchaus nicht verkannten Unannehmlichkeiten der Unterbringung nicht finden lassen. Bevor nicht ein neues Polizeipräsidium errichtet wird, werden sich wohl diese Verhältnisse auch nicht so bessern lassen, wie es im Interesse der Beamten in ihrer Arbeit wünschenswert sein muß."

Bevor also nicht das bewußte „neue Polizeipräsidium" errichtet worden sein wird, werden die Beamten zu sechs und mehr Köpfen weiterhin in ihren engen Löchern hausen, werden weiterhin Vernehmungen, die die größte Delikatesse erfordern, fast vor dem Forum der Öffentlichkeit verhandelt werden, werden also die Mißstände fortdauern zum Schaden der Gesundheit der Beamten und einer richtig sachgemäßen Bearbeitung des Materials. Und bevor das neue Präsidialgebäude errichtet sein wird, können noch ganze Geschlechter vergehen. Vielleicht wird unser Polizeipräsident Dr. Kleibömer, dessen Tüchtigkeit ja allgemein anerkannt wird, wegen dieses unwürdigen Zustandes einmal beim Minister des Innern vorstellig; eine Besserung dieser Verhältnisse darf nicht länger aufgeschoben werden. Schließlich brauchen wir ja auch Notstandsarbeiten. x.

Nachdruck verboten.

Das grüne Zimmer.

Von Victor Helling.

„Ah, wie interessant", hauchte das Stiftsfräulein Armgard-Luise, das zu kurzem Besuche aus Warschau zur verwitweten Freifrau Gunda Jammerstein-Donnerslaugken auf Schloß Waldau eingekehrt war, „du nimmst den Tee also, wie ich sehe, nicht mehr im grünen Zimmer?"

„Vorläufig nicht!" Auf der niedrigen, aber schneeweißen Stirn der Freundin zuckte ein Schatten hin. „Du mußt mir schon die Liebe tun, Armgard-Luise, und das grüne Zimmer gar nicht erwähnen. Mein Schwager ist ja noch ganz außer sich, und was mich anlangt, so werde ich direkt nervös. Wir haben es seitdem noch nicht wieder betreten."

„Aber ich bin ja sprachlos . . . nichts ahne ich. Was ist denn passiert?"

„Du hast also nichts in der Zeitung gelesen? Nichts von dem fatalsten Fall, der sich auf Waldau abspielte?"

„Nicht das geringste —, außer daß Exzellenz Pludersdorff zur Entenjagd bei euch weilte. Das stand ja ausführlich in der Zeitung. Dieser gottbegnadete Mensch —."

„Na, siehst du wohl, Armgard-Luise — und von dem Besuch von Pludersdorff datiert ja die unselige Geschichte. Erspart wäre sie uns ja ohnehin nicht geblieben, nachdem die Dinge einmal so weit gediehen waren. Ich komme nicht darüber hinweg. Bitte, nimm dir Zucker, meine Liebe! Du trinkst immer noch nicht weiß?"

„Danke, danke, Gunda! Du versorgst mich so zärtlich. Nein, ich bin, wie ich dich versichern kann, völlig ahnungslos. Wenn du aber dein Herz erleichtern möchtest —"

„Gott — es genügt schon, daß du nicht weiter darüber redest. Die Sache hat sich, wie sich allmählich herausstellt, ganz in der Stille abgespielt. Der Ortsgendarm hatte ja meinem Schwager auch hoch und heilig versprochen, daß nichts in die Zeitung käme. Aber man fürchtete doch immer das Schlimmste; heutzutage, seit der glorreichen Revolution, ist ja alles möglich. Na, du bestätigst mir ja aber demnach, daß Ihr in Warschau nichts von der Geschichte gehört habt. Es betrifft natürlich das Kind —"

„Utta?" Das Stiftsfräulein machte einen Augenaufschlag gen Himmel. „Ich hätte es mir fast denken können. Welche Sorgen hat dir das Kind ins Haus gebracht, seit —"

„Seit der Stunde", ergänzte die verwitwete Freifrau, „seit mein Schwager sie als seine rechtmäßige Tochter anerkannt hat. Mein seliger Mann hätte solche Dummheit nie gemacht."

„Nie! Darüber sind wir uns ja längst einig gewesen."

„Warum mußte er auch so früh zu seinen Vätern versammelt werden!" Frau Gunda suchte gewohnheitsmäßig nach ihrem Taschentuch. Sie hatte aber keins bei sich. „Die sechzehn Jahre, in denen ich so glücklich — von etlichen seiner kleinen Launen zu schweigen, denn er war ja nun einmal eine echte, rechte Herrennatur, die keine andere Meinung neben sich duldete — also, wie gesagt, so glücklich mit ihm hier lebte, war ja mein Schwager dauernd auf exotischen Reisen."

„Ich weiß. In Ceylon."

„Und auf Sumatra — nicht zu vergessen! Sechzehn Jahre hatte er nicht waldautschen Boden betreten. Man hätte meinen sollen, daß die Zeit genügt hätte, ihn eine Jugendtorheit vergessen zu lassen."

Das Stiftsfräulein nickte. „Die Lehrerstochter!"

„Die, drei Monate, nachdem mein Schwager damals auf Luftveränderung geschickt wurde, starb. Mein Schwager hätte nie erfahren, daß da ein Kind angekommen war. Mein Mann hatte ja sofort bei einem Kleinbauern in Seehausen untergebracht stillschweigend den nötigen Erziehungsbeitrag aus eigener bezahlt. Aber das Unglück wollte es ja eben, daß, als Wendelin so plötzlich abberufen wurde und mein Schwager Waldau eintraf —"

„Den Posten in alten Rechnungen entdeckte!"

„Du sagst es! Bitte, ich darf dir noch eine kleine Tasse schenken? Kurz und gut — er forscht nach und findet das Kind, diese Frucht seiner sündigen Liebe mit der Person aus dem Lehrershause — sieht es und bringt es mir auf den Hals! alledem erzählen wir uns ja nichts Neues. Das Neue ist, Utta einen Liebhaber hatte — ich rede nicht von ihrem jetzigen Verlobten —."

„Auch das noch! Noch einen?" Das Fräulein Armgard-Luise rang die Hände. „Und das ahnte kein Mensch, bevor Schellnitz um sie anhielt?"

Die Freifrau schüttelte den Kopf. „Natürlich nicht! Man auch dem Kind in dieser Beziehung nicht unrecht tun. Sie von dem Menschen nichts wissen. Es war der Pächterssohn Seedorf. Sie hatte dem Menschen rechtzeitig die Wege gewiesen, als mein Schwager sie als seine Tochter anerkannte. Aber schreckliche Mensch versuchte immer und immer wieder, sich zu nähern. Und da ist denn, acht Tage, nachdem wir Babo Schellnitz als Gatten für Utta bestimmt hatten — und was läßt gegen diese glückliche Lösung sagen? — der Pächterssohn hier eingedrungen, und Utta hat ihn im grünen Zimmer empfangen."

„Aha! Damit kommen wir auf den Kernpunkt!"

„So ist es, meine Liebe! Der Pächterssohn, der den gewöhnlichen Namen Mehnert geführt hat, muß sich hier, als ihm erklärt, daß sie die Verlobte des Grafen Schellnitz sei und sich weitere Annäherung verbitten müsse, ziemlich ordinär aufgeführt haben. Zufällig kannte er nämlich Uttas Verlobten . . . er schlägt eine rohe Lache an und ruft etwas von „Graf Habenichts", ja mindestens drei Verhältnisse in Breslau sitzen habe —"

„Stimmt denn das um Himmelswillen?"

„Nicht die Spur! Hätte im vorliegenden Falle ja auch nichts zu sagen gehabt. Jedenfalls schritt das Unheil schnell, ziehungsweise des Himmels Strafe folgte auf dem Fuße. dir, durch die Gartentür tritt in diesem Augenblick, gerade die letzten Äußerungen des Proleten hörend, Uttas Verlobter grüne Zimmer —"

„Ich ahne alles! Er fordert den Unmenschen —"

„Liebe Armgard-Luise, nimmt mir's nicht übel, aber Mann, der Mehnert heißt und sich dermaßen arrogant den fordert ein Edelmann nicht. Den züchtigt er!"

„Du hast recht —"

„Schellnitz war in Reitdreß. Er hob nur seinen Reitstock. nächsten Augenblick lag der gewisse Mehnert am Boden, Schellnitz verließ, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, mit das Zimmer. Den Mehnert sah niemand wieder. Das Zimmer war leer, und wir wußten ja auch nichts davon. Am Abend reiste ja Utta zu den Eltern von Babo Schellnitz Namslau. Siehst du — und nun kommt das Gräßliche!"

„Der Gezüchtigte geht hin und klagt —"

„Nein . . .", die Stimme der verwitweten Freifrau sank zum Flüstern. „Denke dir, der Mensch geht überhaupt zum Zimmer hinaus . . ., er hat sich hinter den großen chinesischen Wandschirm gestellt, hinter dem er vermutlich die Tür hat . . ., und da ist er — er soll einen bösartigen Herzfehler habt haben — umgefallen und liegen geblieben!"

„Allmächtiger! Und da fandet Ihr ihn . . . tot?"

Frau Gunda machte eine bedauernde Schulterbewegung. „Eben nicht! Niemand fand ihn. Das grüne Zimmer wurde nach Uttas Abreise vierzehn Tage nicht benützt. Erst als sich General zur Entenjagd ansagte — aber jetzt solltest du wirklich etwas von dem süßen Likör trinken, beste Armgard-Luise! — ist übrigens delikat, und denke dir, der stammt aus unserer eigenen Brennerei — also Pludersdorff bekommt das Zimmer rechts vom grünen Zimmer und muß dabei immer durchs grüne Zimmer gehen. Und eines Tages — am fünften Tage, wo er war, stößt er aus Versehen an den chinesischen Wandschirm — da sieht er einen liegen —"

Das Stiftsfräulein faßte sich an die Stelle, wo andere Damen ihren Busen haben. „O, schrecklich, schrecklich!"

„War es auch! Denke dir bloß die Scherereien, die wir hatten, bis der rätselhafte Fund aufgeklärt war! Glücklicherweise ja Babo Schellnitz mit dem Auto und setzte dem Ortsgendarm die Sache ruhig und sachlich auseinander. Da der Mensch, gesagt, einen schweren Herzklappendefekt hatte, war ohne weiteres anzunehmen, daß er nach dem refus von Utta eben zusammengeklappt ist. Das nahm der Ortsgendarm zu Protokoll, und unsere Befürchtung, daß irgend so'n Blatt der Novemberlinge Sache falsch aufbauschen und ausschlachten könnte, hat sich Gott sei Dank, nicht bestätigt."

Armgard-Luise trank noch einen zweiten von dem in der Brennerei Waldau fabrizierten Genever; sie schüttelte sich.

„Beste Gunda," fragte sie, „aber merkte man nicht, wenn man ins Zimmer trat . . . ich mein, so etwas . . . und Exzellenz Pludersdorff —"

Die Freifrau schüttelte den Kopf. „Nichts! — Pludersdorff meinte, auf seinen Geruch könne er nicht mehr viel geben. Er hat ja immer sehr viel in Versammlungen zu tun . . ., weißt du, bei den Deutschvölkern oder wie die Leutchen heißen — na, und da sei immer so muffige Luft, sagt er, daß er hier absolut nichts gemerkt hat. Im Gegenteil . . ., na, inzwischen ist ja doppelt und dreifach gelüftet worden. Aber es ist eine zarte Rücksichtnahme auf unsere Gäste, daß wir das Zimmer noch nicht benützen . . . und dann, wie gesagt — mich macht heutzutage alles nervös. Und nun solltest du wirklich noch den guten Butterkuchen probieren, Armgard-Luise . . . ."

Breslauer Theater und Konzerte.

Stadt-Theater.

„Der Barbier von Sevilla." Rossinis einzige in Deutschland „gangbare" Oper trat an die Stelle der „Nachtglocke" und der „Kleinen Blumen Idas", weil ein Krankheitsfall eine Änderung des Spielplans nötig machte. Daß die Aufführung ein Notbehelf war, erkannte man nur an Mißverständnissen zwischen dem Dirigenten und dem Grafen Almaviva über die Zahl und die Länge etlicher Koloraturtöne. Abgesehen davon gab Herrn Seidelmanns Stabführung nicht den geringsten Anlaß zu kritischen Vorwürfen; es müßte denn sein, daß man an den zu starken Zäsuren bei allen, das Seitenthema der Ouvertüre vortragenden Instrumenten Anstoß nähme. Herrn Borin, dem Besitzer eines wertvollen Tenormaterials, fehlt zu einem regelrechten „Spieltenor" noch die Leichtigkeit des Parlandos und der Gebärden. Wie fast allen deutschen Almavivas, so fällt auch ihm der altmodische Ziergesang zu schwer. Ihn bewältigt mühelos Frau Folkner. Leider verschwendete sie ihre Koloraturtechnik wieder an Prochs Variationen, deren Ersatz durch eine edlere Einlage endlich vorgenommen werden sollte. An Rudows famosen ergötzlichen Barbier und Wittekopfs überwältigend humorvollen Gesanglehrer reichte Herr Wilhelmi nicht ganz heran, weil sich in seiner burlesken Darstellung die Grenze zwischen der komischen Oper und der Operette zuweilen verwischte. Fräulein Reisch bewährte sich wieder im Stile der opera buffa. Über die Spielleitung Wilhelmis ist Neues nicht zu berichten. Sie erreichte ihr Ziel, Heiterkeit schallen zu lassen mit den alten Scherzen. Dieses Ziel ist uns in den heftigen Unbilden des Alltags heutzutage erstrebenswerter als jemals zuvor.

Dr. P. R.

(Fortsetzung der Theaterkritik auf der 4. Seite des Hauptblattes.)